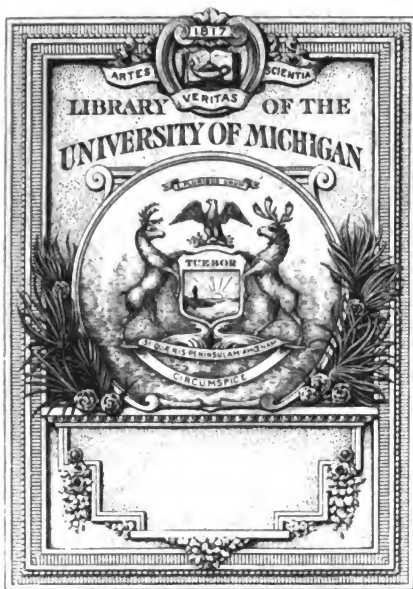


Erzählungen & novellen von Rudolf Lindau

...

Rudolf Lindau



838

L74



Collection Schick.

Novellen, Humoresken,
und Skizzen,

der besten neueren Schriftsteller.

No. 1.



Rudolf Lindau,
Hans der Träumer,
Verlorenes Mühen,
Erste Liebe.



Alle drei Wochen erscheint eine Nummer.

COLLECTION SCHICK.

In Heften von ca. 150 Seiten @ 20 Cts. Je 3 Hefte, (1-3, 4-6 et
in elegantem Leinenband, @ \$1.00.

INHALTS-VERZEICHNISS:

1. **Lindau, Rudolf:** Hans der Träumer; Verlorenes Muehen; Erste Liebe.
2. **Lewald, Fanny:** Vornehme Welt; Das Mädchen von Oyas.
3. **Eckstein, Ernst:** Die Mädchen des Pensionats; Der Besuch im Carcer. — **Wilbrandt, Adolf:** Der Lootsencommandeur.
4. **Heyse, Paul:** L'Arrabiata; Beppe, der Sternseher; Maria Francisca.
5. **Hopfen, Hans:** Trudel's Ball; Flinsler's Glueck und Ende. — **Eckstein, Ernst:** Wider den Strom.
6. **Franzos, Karl Emil:** Der Shylock von Barnow; Nach dem höheren Gesetz! — **Droz, Gustav:** Das Kind.
7. **Wichert, Ernst:** Bekenntnisse einer armen Seele. — **Lindau, Rudolf:** Tödtliche Fehde. — **Rodenberg, J.:** Mein Freund der Gruender. — **Rosenthal - Bonin, H.:** Kunst und Natur.
8. **Lindau, P.:** Herr und Frau Bewer. — **Eckstein, Ernst:** Eine Abendwanderung.
9. **Jensen, Wilhelm:** Monika Waldvogel. — **Heyse, Paul:** Frau v. F.
10. **Storm, Theodor:** Carsten Curator. — **Riehl, W. H.:** Der stumme Rathsherr. — **Hackländer, F. W.:** Ein erster und ein letzter Ball.
11. **Lindau, Rudolf:** Im Park von Villers. — **Wilbrandt, Adolf:** Am heiligen Damm. — **Lorm, Hieronymus:** Die Philosophie eines Kusses. — **Seidel, Heinrich:** Der gute alte Onkel.
12. **Heyse, P.:** Das Mädchen von Treppi; Anfang und Ende. — **Sacher-Masoch, L. v.:** Der ewige Student.
13. **Turgenjeff, Iwan:** Der Raufbold. — **Laistner, Ludwig:** Furcht vor der Liebe. — **Riehl, W. H.:** Der Dachs auf Lichtmess.
14. **Jensen, Wilhelm:** Der Willherzens. — **Storm, Theodor:** Finger. — **Schuecking, L. Krieger.**
15. **Heyse, Paul:** Die Reise nach Glueck. — **Wildenbruch, E. v.:** Die heilige Frau. — **Dauphonne:** Die Belagerung Berlin.
16. **Keller, Gottfried:** Die rechten Kammacher. — **Wildenbruch, E. v.:** Kinderthra. — **Stinde, Julius:** Die dummen. — **Rosegger, P. K.:** Lustschichten.
17. **Heyse, Paul:** Der verlorene. — **Keller, Gottfried:** Frau Amrain und ihr Juengste. — **Riehl, W. H.:** Die rechte. — **Sacher-Masoch, L. v.:** ban und Pachomia.
18. **Heyse, Paul:** Lottka. — **H. Ed.:** Rolof, der Rekrut. — **Schorph, S.:** Stine wird Frau Bi.
19. **Auerbach, B.:** Nanche Mainz. — **Cremer, J. J.:** Der ter aus Geldern. — **Linda Schifbruch.** — **Anzengrub:** Der gottueberlegene Jakob.
20. **Hopfen, Hans:** Der wei Kamerad. — **Keller, G.:** I machen Leute. — **Leandchard:** Märchen.
21. **Hopfen, Hans:** Die Wettbernacks. — **Cremer, J. J.:** Tag in der Residenz. — **A. Pedro A. de:** Das Klappe. — **Heyse, Paul:** Marion.
22. **Schandorph, Sophus:** Eiwenstand. — **Winther, Ch.:** Eine Abendscene. — **Ki Alexander:** Karen.
23. **Meyer, Conrad Ferdinand:** Amulet; Gustav Adolf's Pa. Schuss von der Kanzel.

Mit Freuden bestätigen wir Empfang weiterer Nummern Collection. Diese wirklich sorgfältig und vorzüglich ausgestattete Sammlung deutscher Zeugnisse entspricht einem wirklichen Beduerfnisse. Wieder literarische Werth besprochener Sammlung unueberschätzbar, sind die Druck und Papier wahrhaft tadellos und der Preis höchst billig.

"SUEDLICHES POST-JOURNAL", Memphis, Tenn.

838
L74

Collection Schick No. 1.

Erzählungen und Novellen

von

Rudolf Lindau.

I.

Inhalt:

Hans der Träumer. — Verlorenes Mühlen.
Erste Liebe.



Chicago.
Verlag von E. Schick.

Entered according to act of Congress, in the year 1885, by
LOUIS SCHICK,
in the office of the Librarian of Congress, at Washington.

Hans der Traumer.

141213

838
474

Thomas Midford trat langsam aus einem der hübschen, vornehmen kleinen Häuser, die sich im oberen Theile der Champs Elysees in Paris befinden, blieb, vor sich hinblickend, den Kopf auf die Seite gelegt, einige Sekunden stehen und wandte sich dann dem Platz der Concorde zu. Nachdem er zwanzig Schritte gemacht hatte, kehrte er um und näherte sich noch langsamer, als er gegangen war, dem Hause wieder, das er soeben verlassen hatte. Er überschritt die Schwelle; aber dann schien er von Neuem unschlüssig zu werden, denn er machte im Hausflur Halt, rieb sich nachdenklich das Kinn, pfiß leise vor sich hin und blickte zerstreut um sich. Endlich drückte er den Hut fest in die Stirn, sagte halblaut: „Nein, es geht nicht!“ und dann, die Hände in den Taschen, die Augen gesenkt, schlenderte er mit Tausenden von Spaziergängern, die der Sonntagsnachmittag und das schöne Frühlingswetter nach dem Bois de Boulogne gelockt hatten und die nun nach der Stadt zurückkehrten, die breite Avenue hinunter, ohne sich noch einmal umzuwenden und ohne auf die gepuhten Leute zu achten, die ihm begegneten oder an ihm vorbeieilten. Mehrere Male wiederholte er jedoch, mit sich selbst sprechend, dieselben Worte, die er im Hausflur gesagt hatte, und dabei nickte er dann immer wie zustimmend mit dem Kopfe: — „Es geht nicht. . . es geht beim besten Willen nicht.“

„Was geht einmal wieder nicht, Tom?“

Der Angeredete blieb stehen und blickte dem Sprecher verwirrt in das freundliche, junge Gesicht. Dieser fuhr lachend fort:

„Immer noch nicht von der alten Gewohnheit geheilt, schöne Neben einzig und allein zum eigenen Vergnügen zu halten? Lassen Sie doch andere Leute auch davon profitiren! — Also erklären Sie mir: was geht heute nicht?“

Midford blieb einige Sekunden, ohne zu sprechen. Dann fragte er: „Was sagte ich eigentlich? Was haben Sie gehört?“

„Sie versicherten, es ginge nicht... es ginge beim besten Willen nicht.“

„Und ich hatte ganz Recht,“ entgegnete Midford bedächtig und mit großer Bestimmtheit. „Es geht wirklich nicht.“

„Daran zweifele ich nicht; aber sagen Sie mir nun auch, warum es nicht geht?“

Midford rieb sich wieder das Kinn, blickte dicht an dem Anderen vorbei in die Luft, so daß dieser sich nicht ganz klar darüber war, ob er angesehen werde oder nicht, und sagte endlich:

„Warum?... Ja, sehen Sie, Sandy, weil Kinder allein das Privilegium haben, unbeschämt Geschenke annehmen zu dürfen, für die sie Gegengeschenke weder machen können noch wollen; und weil ich in dem vorliegenden Falle nur der Empfänger sein würde. Ich würde mich also, da ich kein Kind mehr bin, zu schämen haben; und das geht doch nicht. — Verstehen Sie nun?“

„Kein Wort!“

„Das schadet nichts. Ich verstehe; das genügt... Guten Abend, Sandy! Suchen Sie mich bald einmal auf. Ich habe mich seit langer Zeit nicht so verlassen gefühlt wie... wie seit zehn Minuten. — Nein, warten Sie! Ich komme morgen früh zu Ihnen. Sie können mir vielleicht einen guten Rath geben.“

Midford reichte seinem Freunde Edington die Hand und wollte sich entfernen; aber dieser hielt ihn am Arme fest und sagte:

„Heraus mit der Sprache! Was geht nicht?“

„Nun das, was ich am meisten wünschte!“ und damit wandte sich Midford etwas ungeduldig und verdrießlich ab und setzte seinen Weg fort.

Edington sah ihm kopfschüttelnd nach und sagte vor sich hin: „Immer noch der Alte: Hans, der Träumer.“

Währenddem dies Gespräch in den Champs Elyées geführt wurde, saß ein junges Mädchen an einem Fenster des Hauses, das Midford verlassen hatte, und schaute auf die Straße hinaus. Aber sie sah nichts von dem, was dort vorging. Ihre eigenen Gedanken beschäftigten sie vollständig und ließen ihr keine Aufmerksamkeit für etwas Anderes. — Es war ein hübsches Mädchen, der vollendete Typus der amerikanischen „Belle“: groß, schlank, elegant, mit

schmalen, kleinen Füßen und Händen; eine wunderbar feine, durchsichtige, blasse Gesichtsfarbe; röthlich-braunes, welliges Haar; kluge, klare braune Augen; die Stirn etwas zu hoch; die Nase etwas zu fein; der Mund mit den rothen Lippen und den dicht an einander gereihten weißen Zähnen etwas zu schmal; das edelgeformte Kinn zu groß: ein männliches Kinn beinahe. Der Ausdruck des ganzen Gesichtes klug und klar und entschlossen. — Edith Comyn war nicht ein Mädchen, deren Herz man durch Citiren eines sentimentalen Gedichtes zu rühren hoffen darf — ein ruhiges, würdevolles Mädchen, sehr "matter of fact", wie ihre Landsleute von ihr sagten.

Doch war die besonnene, prosaische Edith in diesem Augenblick tief erregt und entrüstet; und sie hatte in der That guten Grund dazu. Es war ihr nämlich soeben etwas passirt, was selbst Männer in ähnlichem Falle nicht gern und nur höchst selten, Frauen aber wohl niemals verzeihen. Sie war von einem Manne, dem sie so deutlich, wie dies mit ihrer Würde vereinbar war, zu erkennen gegeben hatte, daß sie es ihm nicht übel nehmen würde, wenn er sie an seine Brust zöge und küsse — sie war von diesem Manne nicht an die Brust gezogen und nicht geküßt worden. Der Betreffende hatte im Gegentheil die kleine, schmale Hand, die vertrauensvoll in der seinen geruht, nur ganz leise gedrückt und sie dann fallen lassen und dazu halbblaut drei räthselhafte Worte gesagt: „Es geht nicht.“ Er hatte dabei sehr sonderbar, sehr traurig ausgesehen; aber das änderte nichts an der erschrecklichen Thatfache, daß er die Hand nicht festgehalten und deren Besitzerin nicht angefleht hatte, sie ihm für das Leben zu reichen. — Und wer war dieser Mann, der es gewagt hatte, ihr diese Schmach anzuthun, ihr, Edith Comyn, vor der die elegantesten und liebenswürdigsten und reichsten unter den Parißern auf den Knien lagen? — Hatte sie darum den alten verliebten Marquis Contades ausgelacht, dem eleganten Vicomte Beauchamp die Thür gewiesen, den reichen Daniel Welsh aus Brooklyn trostlos nach Amerika zurückgejandt und sich mit dem noch reicheren William Hale aus Sacramento überworfen, — hatte sie darum alle Bewerbungen, und darunter wahrhaft glänzende und verführerische, die im Laufe des vergangenen Winters an sie gerichtet worden waren, zurückgewiesen, um von einem Thomas Midford „verschmäht“ zu werden? Sie erröthete bis zur Stirn bei dem Gedanken, vor Beschämung und vor Entrüstung. — Wer war Thomas Midford, um

zu glauben, daß er sie ungestraft so fränken dürfe? War er ein Prinz, ein Millionär, ein berühmter Mann, ein Wunder von Schönheit, Geist oder Eleganz? — Nichts von alledem. Der einfachste, uninteressanteste unter all ihren Bekannten war er. — Reich? — Keine Idee. Er hielt nicht einmal Wagen und Pferde, und er legte sich die Entbehrung eines solchen Luxus auf, nicht etwa weil er ein Knauer war, sondern — wie Edith dies aus seinem eigenen Munde wußte — weil seine beschränkten Mittel ihm nicht gestatteten, irgend welchen Aufwand zu treiben. — Wie hatte sie sich so weit vergessen können, gerade diesem Unwürdigen entgegenzugehen, während sie jenen „Besseren“ gegenüber eine strenge, kalte Zurückhaltung bewahrte? Weshalb hatten sich ihre Gedanken wochenlang mit ihm und beinahe nur mit ihm beschäftigt? — Wenn er zu ihr kam, so sprach er weniger als irgend ein anderer ihrer Besucher, und was er sagte, war in der Regel gar nichts besonders Gescheidtes. Er setzte sich am liebsten an den Tisch, auf dem die Albums lagen, und blätterte darin, obgleich er die Bilder und Photographien alle hundertmal gesehen haben mußte; und nur von Zeit zu Zeit, in langen, viel zu seltenen Zwischenräumen, blickte er langsam und schüchtern auf, und seine braunen, ruhigen Augen schweiften dann durch den Salon, bis sie endlich, einen kurzen Moment, auf ihrem Gesichte haften blieben. Und dann wurde ihr das Herz warm und voll, und tolle Gedanken zogen ihr durch den Kopf. Sie hätte aufspringen und ihm um den Hals fallen und ihn bitten mögen, doch einmal freundlich zu lächeln, ihr zuzulächeln; denn er lächelte, wie sie es bei keinem anderen Menschen gesehen: harmlos wie ein Kind und doch so traurig! Wie kam es, daß sie dies am ersten Tage bei ihm bemerkt hatte, sie, die sonst keinen Fremden eines aufmerksamen Blickes würdigte? — War er schön? Nein. — Hübsch? Nicht einmal. Er fiel Niemand auf; er war anspruchslos in jeder Beziehung: ein junger Mensch, wie man seines Gleichen zu Hunderten anzutreffen meint. — Und doch weilten Edith's Blicke am liebsten auf seinem Gesichte, und sie mußte sich Zwang auferlegen, um ihn nicht fortwährend anzusehen; und wenn es ihr gelungen war, die Augen fünf Minuten lang von ihm abgewandt zu halten, so fühlte sie wie ein Magen an ihrem Herzen, so sehnte sie sich nach ihm, und es war ihr, als entbehre sie seit einer Ewigkeit ein großes Glück! — Was zog sie so gewaltig zu ihm? — Der Wunsch, ihn glücklich zu

machen, und etwas wie Mitleiden; das Verlangen, er möge erkennen, ohne daß sie es ihm zu sagen habe, daß sie um ihn sorgte. — Aber selbst dies Mitleiden war gewissermaßen ein gegenstandsloses, denn sie wußte nicht, daß er unglücklich war oder irgend welchen Grund habe, unglücklich zu sein. Er lebte seit einiger Zeit in Paris, gehörte zur amerikaniſchen Colonie, bewegte sich dort in der guten Geſellſchaft und hatte, in ihrer Gegenwart wenigſtens, nie über etwas geklagt. Auf ihre Anfrage: „Wie geht es Ihnen, Herr Midford?“ war ihr ſtets dieſelbe Antwort geworden: „Ausgezeichnet.“ — „Sie ſcheinen verſtimmt.“ — „Das ſieht nur ſo aus. Ich habe keinen Grund, verſtimmt zu ſein.“ — „Worüber denken Sie immer nach, Herr Midford? Sie träumen mit offenen Augen; Sie ſind ſo zerſtreut, daß man kaum mit Ihnen ſprechen kann.“ — „O nein! Ich höre Alles. Das iſt ſo mein Geſicht; daran müſſen Sie ſich nicht kehren. Bitte, ſprechen Sie weiter.“

Und doch ſah ſie, daß er ihr etwas, was ihn drückte, verbarg, und ſie hätte gern erfahren, was ihm fehle, und mit Freuden, ſo glaubte ſie, Alles gegeben, was ſie bejaß, um ihn zu tröſten, um Zufriedenheit auf ſein ſtilles Geſicht heraufzuzaubern. Denn ſie liebte ihn, ſo wie ſie überhaupt lieben konnte, wie ſie nie zuvor geliebt hatte — weil ſie fühlte, daß er ſie mehr und beſſer liebe als alle Anderen und dann . . . weil ſie ihn liebte. Dieſe Gründe genügten ihr und hatten ſie veranlaßt, Herrn Midford in einer Weiſe auszuzeichnen, die ihrer Mutter nicht lange verborgen geblieben war.

„Ich begreife dich nicht,“ ſagte dieſe; „du biſt zurückhaltend gegen Jedermann, ſo zurückhaltend, daß du von Vielen für theilnahmlös und kalt gehalten wirſt; aber dieſem Menſchen gegenüber biſt du von einer Zuvorkommenheit, die durch nichts gerechtfertigt iſt, und die mir, offen geſagt, mißfällt.“

„Nenne Herrn Midford nicht „dieſen Menſchen“, wenn du mich nicht kränken willſt.“

„Ich will dich nicht kränken und bin bereit, den jungen Mann nach deinen Wünſchen zu tituliren; aber erkläre mir, was dir ſo beſonders an ihm gefällt. — Ich habe ihn noch geſtern beobachtet, und, aufrichtig geſagt, kann ich beim beſten Willen nichts Anziehendes an ihm entdecken. . . . im Gegentheil, er iſt linkiſch und unbeholfen; er hat ein ganz gewöhnliches Geſicht. . . .“

„Er sieht gut und klug aus.“

„Ich weiß nicht, wo die Klugheit steckt. Hast du ihn je etwas Geistreiches, Wichtiges sagen hören?“

„Schwäger sind mir unausstehlich. Gerade daß Herr Midford so still ist, gefällt mir an ihm.“

„Sehr wohl, mein Kind. Ich sehe, es ist unnütz, mit dir über diesen Gegenstand zu sprechen. Mir gefällt Herr Midford nicht.“

„Ich habe ihn gern, Mutter.“

Fräulein Edith hatte gewöhnlich das letzte Wort bei allen Discussionen mit ihrer Mutter. Sie gehörte zu jener Klasse friedliebender Personen, mit denen sich vortrefflich leben läßt, wenn man ihnen in Allem nachgiebt. Sie war nicht anspruchsvoll, sie verlangte wenig von ihren Mitmenschen; aber sie gab diesen auch nicht viel, am wenigsten gab sie ihnen nach. Sie beharrte mit ruhigem Eigensinn bei einer einmal gefaßten Meinung, und jeder Widerspruch machte sie nur verschlossener und störrischer. Frau Comyn wußte dies und hatte sich deshalb zur Regel gemacht, mit ihrer Tochter so wenig wie möglich zu disputiren. Sie hatte durch Erfahrung gelernt, daß sie auf diese Weise ihre Zwecke immer noch am leichtesten erreichte. Denn die eigentwillige, eigensinnige Edith war durchaus nicht ein Muster von Beständigkeit; sie war im Gegentheil ein Mädchen, das seine Anschauungen ziemlich häufig und wohl auch ohne strenge Motivirung änderte.

* * *

Midford's Interesse an anderer Leute Geldangelegenheiten war ein sehr geringes. Er wußte, wenn auch nicht aus direkter Erfahrung, so doch aus Nachgrübeln über sich selbst, daß Reichthum bei seinen Freunden und Bekannten ihm nichts nützen konnte. Er besaß nicht das Talent, Geld zu borgen, und das Vermögen seiner Nachbarn hatte keinen Werth für ihn, da er sich klar machte, daß selbst der reichste seiner Freunde ihm nicht geholfen haben würde, wenn er in Noth gewesen wäre; nicht etwa weil seine Bekannten ohne Ausnahme harte Egoisten waren, sondern weil es ihm, Midford, unter allen Umständen an den Eigenthümlichkeiten fehlte, welche den geldborgenden Mann charakterisiren.—Die Hochachtung, mit der die meisten Menschen reiche Leute umgeben, war ihm unverstänglich; nach seiner Erfahrung hatte ihm der Verkehr mit Reichen

immer nur Geld gekostet, während er in Gesellschaft armer Leute sparen konnte. Seine Gleichgültigkeit für die Vermögensverhältnisse Anderer war eine so aufrichtige, daß er nicht einmal wußte, wer von seinen Bekannten wohlhabend, reich oder arm war. Er beurtheilte sie einfach und ohne Nachdenken nach den Ausgaben, die er sie machen sah. Wenn Jemand Pferde und Wagen hielt, Diners und Bälle gab und überhaupt das Leben eines reichen Menschen führte, so nahm Midford als selbstverständlich an, daß dieser ein reicher Mann sei. — Frau Comyn galt in Midford's Augen für eine reiche Frau und ihre Tochter für eine Erbin, der früher oder später ein großes Vermögen zufallen werde. — Dieser letzte Gedanke beschäftigte ihn, als er sich am Montag Morgen auf dem Wege zu seinem Freunde Edington befand.

Alexander Edington, der jüngere Direktor eines in Paris etablirten amerikanischen Bankhauses, saß in seinem Comptoir und war damit beschäftigt, die Morgenzeitungen zu lesen, als Thomas Midford zu ihm in das Zimmer trat. Der Neuankommene gab seinem Freunde die Hand und ließ sich sodann in einen Sessel fallen, der neben dem Bureau stand, an dem Edington arbeitete. Nach mehreren Minuten Schweigens, das der an vielerlei Excentricitäten gewöhnte Amerikaner in keiner Weise zu unterbrechen versucht hatte, bog Midford sich vor, legte die beiden Ellenbogen auf die Kniee und, vor sich hinblickend, sagte er halblaut:

„Ja, so ist es!“

Der Andere warf ihm einen Blick von der Seite zu und fragte: „Was?“

„Was kann ich thun, Sandy, um schnell Geld, und zwar viel Geld, zu verdienen?“

„Nichts Einfacheres auf der Welt!“

Ein ruhiger, fragender Blick Midford's als Entgegnung.

Edington, denselben beantwortend, fuhr fort:

„Billig kaufen, theuer verkaufen, und dies Geschäft eine Zeit lang auf einer breiten Grundlage betreiben, und Sie können sicher sein, in kurzer Frist ein reicher Mann zu werden.“

„Ich kam, um ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu reden.“

„Ich spreche im vollen Ernste.“

Midford erhob sich gelassen: „Nun, in dem Falle sage ich Ihnen guten Morgen und gehe weiter.“

Edington stand auf, und die Hand freundschaftlich auf Midford's Schulter legend, drückte er diesen wieder auf den Sessel zurück. Midford ließ ihn, ohne Widerstand zu leisten, gewähren und blickte von unten hinauf in das Gesicht seines vor ihm stehenden Freundes.

„Thomas Midford, alter Mann,“ sagte dieser, „wie soll ich, oder wie soll irgend ein vernünftiger Mensch Ihnen eine befriedigende Antwort auf die Frage geben können, die Sie da ganz zuversichtlich, als ob dieselbe beantwortet werden könnte, an mich zu richten für gut befunden haben: „Wie kann ich Geld verdienen? — Du liebe Güte! Fragt das nicht Jedermann in der Welt: Rothschild sowohl wie der ärmste Bettler? — Es wird täglich viel Geld verdient, und täglich verdienen gewisse Leute mehr oder weniger Geld; aber wie sie das anfangen, das ist nicht etwa ihr Geheimniß, — denn dann könnten sie es verrathen, — sondern ihre eigenste, ihnen selbst in den meisten Fällen unbewußte Eigenthümlichkeit. — Was würde es Ihnen nützen, wenn Liszt Ihnen auseinandersetzt, wie er spielt, oder Meyerbeer, wie er componirt, oder Corot, wie er malt. Würden Sie dadurch in den Stand gesetzt werden, ein Concert zu geben, eine Oper zu componiren oder ein Bild zu malen? Glauben Sie, daß, wenn Rothschild Ihnen haarklein erzählte, wie sein Großvater es angefangen hat, um Millionär zu werden, Sie es diesem nachmachen könnten? Nun und nimmermehr, alter Freund! — Man wird mit besonderen Anlagen zum reichen Mann geboren, gerade wie man mit besonderen Anlagen zum großen Künstler zur Welt kommt. — Ich kenne Duzende von klugen, fleißigen, gebildeten Menschen, welche ihr ganzes Leben lang mit Geldsorgen zu kämpfen haben und aller Wahrscheinlichkeit nach, trotz der ernstesten Bestrebungen, Geld zu verdienen, als arme Schlucker sterben werden. — Wenn ich mich in Ihnen nicht irre, Tom, so haben Sie ungefähr ebenso viel Anlagen zum Millionär wie ich zum . . . Bischof: hervorragende Anlagen, Tom, durchaus nicht hervorragende!“

Midford, der mit seinem Spazierstock geometrische Figuren auf den Teppich zeichnete und die Augen zu Boden geschlagen hielt, antwortete halblaut:

„Da mögen Sie Recht haben . . . Schade!“

„Ja, es ist schade, aber nicht mehr und nicht weniger, als daß

Sie keine ausgezeichneten Anlagen zum Maler oder zum Musiker haben.“

„Das scheint mir ebenfalls richtig.... Und nun will ich gehen.“

Er stand auf, rieb sich nachdenklich die Hände und wiederholte langsam: „Es ist wirklich recht schade!... Guten Morgen, Sandy!“

Aber dieser versperrte ihm den Weg zur Thür.

„Bleiben Sie noch eine Minute,“ jagte er. „Wie Sie viel Geld verdienen können, darüber kann ich Sie leider nicht befehlen; aber wenn Sie in augenblicklicher Verlegenheit sind, so stelle ich Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung, was Sie gebrauchen mögen....“

Midford schüttelte den Kopf.

„...oder, wenn Sie eine Anstellung suchen sollten, die Ihnen genug zum Leben giebt, so kann ich Ihnen dazu vielleicht ebenfalls behülflich sein.“

„Das nützt mir nichts.... Ich möchte schnell viel Geld verdienen.“

„Ich auch, lieber Midford.“

Dieser war nun aufgestanden und rieb sich wieder das Kinn.

„Sagen Sie einmal,“ begann er nach einer kurzen Pause, „Sie gelten für einen sehr geschickten jungen Mann, und da möchte ich Sie fragen... glauben Sie...“

Er hielt inne, trat bedächtig an das Fenster, blickte auf die Straße hinaus, näherte sich sodann Edington wieder und fuhr grübelnd fort:

„Glauben Sie die Geschichten, die man in Romanen liest, in denen von jungen Männern erzählt wird, welche, um die Geliebte zu gewinnen oder zu verdienen, allerhand Wunderthaten vollbringen?“

„Das hängt davon ab, um was für Wunderthaten es sich handelt.“

„Sehr wohl; ich will präzisiren: glauben Sie, daß ein armer Schlucker, wie ich einer bin...“

„Ich wußte nicht, daß Sie ein armer Schlucker wären.“

„Ich bin es seit einiger Zeit wieder geworden.“

„Das thut mir leid.“

„Das ändert an der Sache nichts; aber ich danke Ihnen. . . . glauben Sie also, daß ein armer Schlucker, wie ich, wie gesagt, einer bin, es dazu bringen kann, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden, wenn dies das einzige Mittel ist, um ihm das Herz und die Hand der Geliebten zu verschaffen?“

„Ja; — wenn Sie das Geld stehlen können und wollen; aber sonst sehe ich in der That kein Mittel. — Unsinn Alles, was in Romanen Anderes darüber geschrieben stehen mag. Papier ist geduldig. — Woher sollen Sie denn auf einmal viel Geld nehmen können? Glauben Sie, daß Sie es finden werden, weil Sie es gebrauchen? — Alle Welt gebraucht viel Geld. . . . Weil Sie es mit großer Begierde zu haben wünschen? — Jedermann ist in derselben Lage. — Nein, Tom, machen Sie sich keine Illusionen: von heute auf morgen oder übermorgen kann Niemand, der Ihnen gleicht, auf gewöhnliche, ehrliche Weise ein reicher Mann werden. Sie können das große Loos gewinnen, oder ein verschollener Onkel in Indien kann Ihnen in der nächsten Woche eine Million vermachen — das und Aehnliches hat aber mit Ihrer Liebe nichts zu schaffen. Bilden Sie sich ein, daß Sie von heute auf morgen, aus großer Liebe ein bedeutender Künstler werden können? — Nein! — Ein reicher Mann ebenso wenig! — Verlassen Sie sich auf das, was ich Ihnen sage, und bestellen Sie den Herren Romanschreibern, die das Gegentheil behaupten, mit Grüßen von mir, sie verständen von der Sache nichts.“

„Das scheint mir auch so. . . . Aber nun will ich in der That gehen.“

Midford entfernte sich, ging die Rue Castiglione hinunter, wandte sich dann nach rechts und spazierte die Champs Elysees hinauf. — „Ich wußte, es ginge nicht,“ sagte er vor sich hin; „aber es ist doch wohl am besten, ich sage ihr, weshalb es nicht geht.“

Er trat in ein Besecabinet, ließ sich Papier und Feder geben und schrieb, nachdem er eine gute Weile den Kopf in die Hand gestützt, sinnend dageessen hatte, folgenden Brief:

„Liebes Fräulein Comyn!

„Ich möchte Sie auf einige Minuten ungestört sprechen. Ich hätte dies gestern thun können, aber leider war mir damals das, was ich Ihnen zu sagen habe, noch nicht ganz klar. Ich bitte Sie

deshalb heute, mir mittheilen zu wollen, wann ich Sie zu Hause finde. — Der Bote wartet auf Ihren gütigen Bescheid.

Ihr sehr ergebener

Thomas Midford."

Edith saß nach dem Frühstück mit ihrer Mutter im Salon, als ihr dieser Brief gebracht wurde. Sie durchflog die wenigen Zeilen in einer Sekunde, und eine köstliche Wärme füllte ihr Herz. Sie athmete tief auf und sagte leise: „Gottlob!“

„Wer schreibt dir?“ fragte Frau Comyn.

„Ein Freund,“ antwortete Edith kurz.

Frau Comyn war daran gewöhnt, ihre Tochter selbstständig handeln zu sehen, und huldigte überhaupt, in Bezug auf Erziehung, gewissen Principien, über die eine französische oder eine deutsche Mutter wohl den Kopf geschüttelt haben würde, von denen jene aber um so weniger abzuweichen geneigt war, als sie damit ein Resultat erzielt hatte, auf das sie stolz sein zu dürfen glaubte. — Edith war ein wohlherzogenes Mädchen, das die große Freiheit, der es sich stets erfreut, niemals mißbraucht hatte, und welches das Vertrauen, das die Mutter ihr schenkte, in vollem Maße rechtfertigte. — Frau Comyn begnügte sich deshalb schweigend mit der lakonischen Antwort, welche Edith ihr gegeben hatte, und sah, wenn schon mit einiger Neugierde, so doch ohne jede Unruhe, daß diese sich anschickte, den soeben empfangenen Brief sofort zu beantworten.

„Fährst du mit mir aus?“ fragte Frau Comyn aufstehend.

„Nein, liebe Mutter. Ich bleibe zu Hause. — Wann kommst du zurück?“

„Gegen vier Uhr.“

Frau Comyn verließ den Salon. Sie sah im Vorzimmer einen Commisſionär stehen, aber der Gedanke kam ihr gar nicht, diesen auszufragen. Sie hatte ihre Tochter gelehrt, das Briefgeheimniß zu respektiren, und sie ging ihr in der Ausübung dieser Pflicht mit bestem Beispiele voran.

Das Billet, welches Thomas Midford in dem Cafe, wo er die Antwort auf seinen Brief an Edith Comyn erwartet hatte, empfing, enthielt nur zwei Zeilen:

„Ich werde um ein Uhr zu Hause sein und mich freuen, Sie zu sehen,
E. C.“

Es war halb ein Uhr. Thomas machte sich ganz langsam auf

den Weg nach dem kleinen Hotel oben in den Champs Elysees. Nicht weit von dem Hause rollte ein offener Wagen an ihm vorbei, in dem Frau Comyn saß. Midford zog den Hut; sie erwiderte seinen Gruß mit vornehmer Kälte. Thomas sah ihr nach.

„Das wäre eine unbehagliche Schwiegermutter für einen Schwiegerjohn ohne Geld,“ murmelte er vor sich hin.

Er trat in das Haus, das Edith bewohnte, und wartete dort ruhig, bis seine Uhr eine Minute vor Eins zeigte; dann zog er klopfenden Herzens die Klingel, und gleich darauf, nachdem die Thür geöffnet worden war, trat er in das Gemach, in dem Edith auf ihn wartete. Sie erhob sich schnell und ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. Sie hatte ihm Alles verziehen, was gestern zwischen ihm und ihr vorgefallen war. Seine Schüchternheit, so wähnte sie, war es gewesen, die ihn verhindert hatte, damals das zu sagen, was sie von ihm hören wollte. Er kam nun, um endlich zu sprechen, ihr seine Liebe zu gestehen. Sie war glücklich.

Aber der tiefe, verlangende Blick, mit dem ihre Augen ihm Willkommen riefen, blieb ohne Antwort. Er hielt ihre Hand fest, seine Augen jedoch waren zu Boden geschlagen. Endlich blickte er scheu zu ihr auf, und gleich darauf schweifte sein Blick wieder unstät von ihr ab. Er hatte im Geiste eine wohlgeordnete Rede vorbereitet. Nun versagte ihm sein Gedächtniß jeglichen Dienst. Eine Pause, die schnell peinlich wurde, trat ein. Edith zog ihre Hand leise und verlegte zurück und ließ sich auf einem Sessel nieder.

„Fräulein Comyn,“ begann er endlich, „ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Das hatte sie nicht erwartet. Ein Gefühl ohnmächtigen Zornes ergriff sie; sie fühlte sich in tiefster Seele gekränkt und gedemüthigt.

„Adieu,“ sagte sie, sich schnell erhebend.

„Nein; verlassen Sie mich nicht so; hören Sie mich an! Ich muß Ihnen sagen, weshalb ich gehe.“ Seine Stimme war sanft und voller Traurigkeit.

Ihr Zorn verschwand ebenso schnell wieder, wie er aufgeflammt war. Sie zitterte noch vor innerer Bewegung; aber sie hoffte wieder. So lange er noch vor ihr stand, mit ihr sprach, im Bereich, in der Gewalt ihrer Blicke war, so lange war noch nicht Alles verloren.

„Fräulein Edith,“ fuhr er fort, nachdem sie sich wieder gesenkt hatte, „ich habe heute früh mit einem klugen und wohlwollenden Manne gesprochen, und der hat mir bestätigt, was ich selbst aus eigenem Nachdenken bereits als die Wahrheit erkannt hatte, — nämlich, daß es mir schwer fallen, ja daß es mir schlechterdings unmöglich sein würde, in kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben.“

Edith blickte erstaunt zu ihm auf. Thomas bemerkte dies nicht; er war ganz und gar damit beschäftigt, den Gedanken, die ihn erfüllten, Ausdruck zu geben. Er setzte sich unaufgefordert auf einen Stuhl Edith gegenüber nieder und fuhr halblaut, gleichsam mit sich selbst sprechend, fort. Er hielt dabei den Kopf etwas gesenkt und rieb sich langsam mit dem Zeigefinger den Daumen der Hand.

„Wenn ich ein genialer Mensch wäre, so würde ich mir sagen, daß es mir über kurz oder lang gelingen könne, reich zu werden; — wäre ich leichtsinnig, so würde ich mich über das, was mich in diesem Augenblick bekümmert, hinwegsetzen. Ich bin kein Genie und ich bin nicht leichtsinnig; ich bin ein vernünftiger Mensch, und ich hoffe, ich werde immer ein rechtschaffener bleiben. — Schulden machen, die man nicht bezahlen kann, oder von anderer Leute Geld leben, wenn man stark genug ist, um sich sein Brot selbst zu verdienen, ist, nach meinen Begriffen, nicht rechtschaffen. — Ich irre mich vielleicht. Unter gewissen Umständen mag es erlaubt sein, unbezahlbare Schulden zu machen oder sich von Freunden und Verwandten ernähren zu lassen. Mir scheint das nun aber einmal nicht in Ordnung, und mir ist es deshalb nicht recht. . . . Wenn ich heute. . . . Sie können nicht wissen, wie viel ich seit Monaten darüber nachgedacht habe. . . . wenn ich mich heute verheirathen wollte — was würde ich dann thun? — Etwas Leichtsinnes, Geniales? — Nein. Von meinem Standpunkte aus geradezu etwas Unrechtschaffenes. Denn warum? — Das ist doch ganz einfach: ich weiß mit absoluter Bestimmtheit, daß das, was ich besitze, nicht genügen würde, um die Ansprüche, die eine in glänzenden Verhältnissen erzogene Frau zu machen berechtigt ist, und von deren Realisirung ihr Glück mehr oder weniger abhängen würde, auch nur annähernd zu erfüllen. — Wenn diese Frau mich nun so sehr liebte, daß sie gern bereit wäre, mit mir zu darben? . . . Nein; das würde nicht angehen, denn sie würde sich keine Entbehrungen aufzuerlegen haben, da sie reich ist. — Sollte sie nun in Wohlleben schwelgen und ich allein

das Leben eines armen Mannes führen? . . . Das würde auch nicht zutreffen. . . . Folgen Sie, bitte, meinem Argument: sie, die reiche Frau, würde meine Bewerbung doch nur annehmen, wenn sie mich liebte; und in diesem Falle würde sie selbstverständlich Alles, was sie besitzt, mit mir theilen wollen. — Also was würde sich ereignen? Ich würde von dem Gelde meiner Frau leben. Das passiert häufig. Ich sage: das geht nicht, mit mir geht das nicht. — Ja, wenn ich sicher wäre, oder wenn ich mich der Hoffnung hingeben dürfte, später einmal ein reicher Mann zu werden, so würde ich das, was ich von ihr anzunehmen hätte, gewissermaßen wie eine Anleihe betrachten. — Aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß ich niemals ein Vermögen erwerben werde. . . . Ich würde mich also einfach von meiner Frau ernähren lassen. . . . Das könnte ich nicht. — Die Liebe zählt und rechnet nicht! — Das darf der Geber denken und sagen; wenn der Nehmer es thut, so erscheint mir das. . . . nun unwürdig, gelinde gesprochen. Wenn ich z. B. so spekuliren wollte, so würde ich, als Nehmer, mir in kurzer Zeit verächtlich vorkommen. . . . und, wer kann es wissen, sie, die reiche, gebende Frau, würde mich vielleicht auch verachten lernen. — Wirkliche, große Liebe denkt an all' so etwas nicht, ist blind. — Ich denke daran, ich sehe ganz klar. — Dann liebe ich vielleicht gar nicht? . . . Es ist sehr complicirt. . . . Verstehen Sie mich, Fräulein Edith?"

Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen und rührte sich nicht.

„Ich kann nicht Alles so sagen, wie ich es auf dem Herzen habe,“ fuhr er fort. „Je mehr ich spreche, desto mehr finde ich zu erklären. Es erscheint Alles voller Widersprüche: wenn ich liebe, so soll ich mich über jede Schwierigkeit hinwegsetzen — aber das kann ich nicht — nun, dann liebe ich vielleicht gar nicht, sondern bilde mir das nur so ein. . . . in dem Falle ist ja dann gar keine Entschuldigung vorhanden, mich um die Hand derjenigen zu bewerben, die ich zu lieben wähne. . . . und deshalb. . . . und also. . . . komme ich, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Er stand auf, schob den Sessel bedächtig zurück und blieb vor ihr stehen. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte sich ihren Liebesroman ausgedacht, hatte in der Wirklichkeit und im Geiste manche Liebeserklärung vernommen, aber keine war der ähnlich gewesen, die sie nun gehört hatte. Sie war vollständig rathlos.

Midford sah sie einige Sekunden stumm und zerstreut an;

dann trat er hinter den Stuhl, von dem er sich erhoben hatte, und die Lehne des Möbels sanft streichelnd, gleichsam als liebevoll er ein lebendes Wesen, sprach er in gleichgültigem, ruhigem Tone weiter:

„Ich kannte in Californien einen Mann, der viel trank. Ich hatte, ich weiß nicht warum, eine gewisse Freundschaft für ihn gefaßt. Er suchte meine Gesellschaft häufig auf. Eines Abends sagte er mir: „Das Leben hämmert den Menschen hart. Ich hätte früher nie geglaubt, daß man mit einer schweren Schuld auf dem Herzen ganz leicht leben könne.“ — Ich verstand ihn nicht, aber ich wollte ihn in dem Augenblick nicht ausforschen, denn er war halb betrunken, und es schien mir, daß ich einen unerlaubten Vortheil über ihn nähme, wenn ich in dem Zustande, in dem er sich befand, verfängliche Fragen an ihn richtete. — Ein paar Wochen darauf erhängte er sich, und da erfuhren wir, daß er seit langer Zeit betrog, und daß sein Verbrechen in den nächsten Tagen entdeckt worden wäre. — Viele Menschen können mit der Schuld leben. — Mit der Schande leben, ist schwer. . . . Wissen Sie, was Sorgen sind? — Nein, das wissen Sie nicht. — Sorge ist schwer. Ich habe große Sorgen; aber ich lebe damit. . . . hie und da ganz leicht. — Ich könnte vielleicht auch mit der Schuld leben. . . . ich weiß es nicht. . . . aber das weiß ich ganz bestimmt, mit der Schande, mit Ihrer Verachtung, da könnte ich nicht leben. — Ja, man muß sich das Alles klar machen, selbst wenn man liebt. — Das ist nicht genial — aber ich glaube, es ist rechtschaffen, ehrlich . . . Entschuldigt Liebe Unehrlichkeit? . . . Nicht für lange Zeit, sollte ich meinen. — Und darum noch einmal: Leben Sie wohl!“

Er näherte sich der Thür. Dort wandte er sich zum letzten Male um und sagte:

„Wollen Sie mir kein freundliches Wort mit auf den weiten Weg geben, den ich vor mir habe?“

Da blickte sie auf, und mit vor Thränen erstickter Stimme sagte sie leise: „Leben Sie wohl, Herr Midford!“

* * *

Thomas Midford hatte zu Edith gesagt, daß er große Sorgen habe. Er hatte hinzugefügt, daß er trotzdem hie und da ganz leicht gelebt hätte; in Wahrheit war ihm dies Glück jedoch nur höchst selten zu Theil geworden. Seit einiger Zeit besonders drückten ihn

Sorgen so schwer, daß er manchmal glaubte, er müsse darunter erliegen; aber dann sagte er sich: „Ich darf nicht aus Sehnsucht nach Ruhe eine Pflicht unerfüllt lassen. Ich gehöre meinen Gläubigern.“ Und er lebte und sorgte weiter. — Er hatte vor mehreren Jahren den größten Theil seines kleinen Vermögens einem alten Freunde anvertraut, und er war im Laufe der Zeit, als sein Freund ihn um neue Unterstützung gebeten, Verpflichtungen eingegangen, deren Tragweite er nicht berechnet hatte. Der Freund hatte Bankrott gemacht, und dessen Gläubiger waren eines Tages zu Midford gekommen, um ihn zu ersuchen, zehntausend Dollars, die von ihm für Rechnung des gefallen Hauses acceptirt worden waren, einzulösen. — Midford besaß die Gabe, Vertrauen einzulösen. Er hatte seinen Gläubigern gesagt, sie würden keinen Cent an ihm verlieren, aber er mußte sie ersuchen, zu warten. Sie hatten dies zugestanden, und seit dem Tage war Thomas bedacht, zu sparen, wie er nur konnte, um seine Schuld zu vermindern. Er war äußerst anspruchslos, und seine gute Gesundheit gestattete ihm, sich mancherlei Entbehrungen aufzuerlegen. Er hätte von Brot und Wasser leben können, und er lebte in der That, und ohne daß man dies in seiner Umgebung ahnte, so bescheiden, daß seine Bekannten geglaubt haben würden, er scherze, hätte er ihnen gesagt, was er für seinen Unterhalt gebrauchte.

Die Nachricht, daß er ruinirt sei, hatte ihn in Paris getroffen, einige Monate vor dem Tage, an dem er Edith eine so schwerfällige und verwickelte Liebeserklärung gemacht. Er hatte damals den Entschluß gefaßt, nach Californien zurückzukehren, wo er früher einmal eine gut bezahlte Stellung eingenommen und wo er hoffte, auch jetzt wieder so viel Geld zu verdienen, um seine Gläubiger innerhalb eines Zeitraumes von drei bis vier Jahren zu befriedigen. Aber die Abreise von Paris war ihm schwer geworden; er hatte sich nicht von Edith Comyn losreißen können. — Er hatte sich darüber fortwährend bittere Vorwürfe gemacht — und er war dessen ungeachtet geblieben. — Nun aber waren die Würfel gefallen: er wollte und mußte Paris ohne Verzug verlassen.

Dies stand ganz fest bei ihm, als er, die Hände auf dem Rücken, in tiefe Gedanken versunken, die Champs Elysees herunter seiner Wohnung zuging; das Merkwürdige für ihn an der Sache war nur, daß es nunmehr nicht mehr die Sorge um seine Gläubiger war,

die ihn nach Californien trieb. — Es duldete ihn nicht mehr in Edith's Nähe: „Ich darf sie nicht heirathen — folglich will ich sie nicht heirathen,“ grübelte er vor sich hin. „Was hält mich also noch hier zurück? — Mein Vergnügen? — Ich habe kein Recht, an mein Vergnügen zu denken; und außerdem würde es mich auch nicht amüsiren, in Paris zu leben, ohne Edith zu sehen. Und da ich sie nun nicht mehr aufsuchen darf, so ist es schon am besten, ich mache mich aus dem Staube.“

Er trat in den Tuileriengarten und setzte sich dort auf eine Bank. Viele Gedanken, alle recht trostlos, zogen durch sein Gehirn, und trübselig in sich versunken, blickte er vor sich hin. Er erinnerte sich, er wußte nicht weshalb, eines alten, einsamen Junggefellens, den er vor langen Jahren in dem Hause seiner seitdem verstorbenen Eltern gekannt und der ihm einmal gesagt hatte: „Ein sorgenvolles Leben ist erträglicher als ein leeres.“ — Leer war Midford's Leben bis dahin nie gewesen; er hatte immer Sorgen gehabt, hatte sie sich zu schaffen gewußt, wenn sie nicht ungerufen und unwillkommen kamen; jetzt war es ihm, als seien sie plötzlich verschwunden, als habe er an nichts zu denken als an Edith Comyn. — Vor wenigen Monaten noch war sie ihm nichts gewesen; andere Sorgen und Gedanken hatten ihn damals ganz beschäftigt; und nun schien es ihm, als ob mit Edith Alles verschwinde, was seine Brust gefüllt hatte. Er empfand eine entsetzliche Leere. „Sie war mein ganzes Leben,“ sagte er vor sich hin. „Was soll ich ohne sie noch anfangen?“

Edith Comyn war keine Träumerin; aber Midford's letzte Worte: „Wollen Sie mir kein freundliches Lebewohl mit auf den weiten Weg geben, den ich vor mir habe,“ klangen ihr noch lange im Ohre, nachdem Midford gegangen war. — Sie trat an das Fenster und blickte hinunter auf das rege Treiben zu ihren Füßen. Gepukte Herren und Damen zogen auf dem Trottoir vorüber, schnell dahinrollende Equipagen bedeckten die ganze breite Chaussee wie mit einem bewegten, die Augen verwirrenden, die Sinne zerstreuenden bunten Tuche. — Sie sah Jemand hinauf grüßen, und sie dankte mechanisch. Was ging es sie an, wer sie grüßte? Midford war es nicht, denn der war gegangen... auf einen weiten Weg! — Was sollte sie thun? — Seit Wochen hatte sie nur an Midford gedacht; für ihn sich gefreut, wenn man ihr sagte, daß sie

schön sei; für ihn gesprochen, sobald er in ihrer Nähe war. Die Unruhe, die sie empfand, seitdem sie ihn kannte, war ihr Leben gewesen. — Und sie sollte ihn nicht wiedersehen? — Sie war so verwirrt gewesen, als er ihr seine Abreise angezeigt, daß sie ihm nichts hatte antworten können. Sie hatte ihm einfach Lebewohl gesagt, als wäre sie ganz damit einverstanden, daß er ginge. — Was mußte er von ihr denken? Er hielt sie wahrscheinlich für ein Mädchen, das auf Geld allein Werth legt und einen armen Freier abweist, einfach weil er arm ist. — Dieser Gedanke peinigte sie. Sie durfte Midford ihre Liebe nicht gestehen, aber er sollte erfahren, daß sie seine Bewerbung nicht deshalb unbeantwortet gelassen habe, weil er nicht reich war. — „Er wird wiederkommen,“ sagte sie sich. „Ich muß ihn wiedersehen, ihm sagen, daß er sich in mir geirrt hat. Er will nicht um meine Hand anhalten, weil ich reich bin. Das ist seiner würdig; — er soll wissen, daß ich seiner nicht unwürdig wäre. Und wenn er dies erfahren hat, dann. . .“ Sie dachte den Gedanken nicht aus; aber die Traurigkeit verschwand plötzlich von ihrem Gesicht, und zuversichtlich lächelnd blickte sie vor sich hin.

Die Fenster klirrten. Ein Wagen rollte in das Haus, und bald darauf trat Frau Comyn in das Zimmer. Sie warf sich, ohne Hut und Mantel abgelegt zu haben, auf einen Sessel und sagte, der Nachmittag sei recht ermüdend gewesen, sie habe viele Besuche gemacht und hoffe nur, Niemand werde sie stören, da sie zu ruhen wünsche.

„War Herr Midford bei dir?“ fragte sie plötzlich.

„Ja. — Wie kommst du darauf?“

„Ich begegnete ihm in der Nähe des Hauses, als ich ausfuhr. Liebe Edith, wenn du dem Rathe deiner Mutter folgen willst, so ermuthige den jungen Mann nicht ferner, seine thörichte Bewerbung um Dich fortzusetzen.“

„Warum thöricht, Mutter?“

Frau Comyn warf ihrer Tochter einen Blick zu, der deutlich sagte: „Wozu diese unnütze Frage?“ Dabei zuckte sie die Achseln. Aber Edith ließ sich durch diese Pantomime nicht abweisen und wiederholte: „Warum thöricht, Mutter?“

„Kind, thu' mir den Gefallen und spiele nicht das naive junge Mädchen,“ antwortete Frau Comyn verdrießlich. „Du bist zu alt

dazu. Es steht dir schlecht; es paßt weder zu deinem Gesicht noch zu deinem ganzen Wesen."

"Ich verstehe dich in der That nicht."

"Dann willst du mich nicht verstehen."

"Du bist heute hart und ungerecht gegen mich. Was sollen deine Worte bedeuten?"

"Gut, gut, liebes Kind! Ich bin etwas nervös und abgesspannt. Ich habe dir nicht weh' thun wollen. Ich werde jetzt auf mein Zimmer gehen, um mich auszuruhen."

Sie wollte sich erheben; aber die nächsten Worte, die Edith sprach, hielten sie auf dem Sessel fest.

"Ich glaube, Herr Midford liebt mich. Er hat es mir soeben in ziemlich klaren Worten gesagt."

"Der Glende!"

"Mutter! — Er ist der edelste Mensch, und ich... ich schätze ihn höher als irgend einen anderen. Wenn er um meine Hand anhielte, so... so würde ich sie ihm vertrauensvoll reichen."

"Wirklich! Das sind ja überraschende Entdeckungen, die ich da mache!" Frau Comyn hatte sich zornig erhoben und stand mit drohender Miene vor ihrer Tochter; diese blieb ruhig.

"Was ist so überraschend in der Mittheilung, die ich dir gemacht habe?" fragte sie. „Giebt es nicht außer mir noch andere Mädchen, die von jungen Männern geliebt werden und sich mit diesen verheirathen?"

"Du dich mit Herrn Midford verheirathen?! Aber hast du den Verstand verloren? Welchen kindischen Roman hast du dir da ausgedacht? — Ich bereue in der That, deine Lectüre nicht mehr überwacht zu haben. Herr und Frau Thomas Midford! Ein hübsches Paar! Und wovon wollt ihr denn leben?"

Edith war nun auch nicht mehr ganz Herrin ihrer selbst.

"Ich habe noch kein Wort davon gesagt, daß ich mich mit Herrn Midford verheirathen werde," sagte sie scharf. „Ich habe nur erklärt, daß ich mich ihm ruhig anvertrauen würde, wenn er um mich anhielte. Die Frage, wovon wir leben würden, wenn ich seine Frau wäre, braucht dir keine Sorge zu machen, Mutter! Herr Midford ist ein Mann, der arbeiten kann; und außerdem bin ich reich genug..."

"Du reich?!" rief Frau Comyn höhntisch.

Edith trat einen Schritt zurück und blickte ihre Mutter betroffen und fragend an. Diese hatte sich wieder gesetzt und trommelte ungeduldig mit ihren mageren Fingern auf den Lehnen des Sessels. Endlich nahm Edith wieder das Wort:

„Ich bin nicht neugierig,“ sagte sie, „und du wirst dich erinnern, daß ich nie in meinem Leben eine Frage über deine oder meine Vermögensverhältnisse an dich gerichtet habe. Du hast niemals aus eigenem Antriebe mit mir darüber gesprochen...“

„Es ist kein erfreuliches Thema. Ich würde desselben auch jetzt nicht erwähnt haben, wenn deine Thorheit mich nicht ungeduldig gemacht hätte.“

„Ich habe immer geglaubt, ich wäre reich.“

„Du besitzest nichts!“

„Weshalb hast du mir darüber nie Aufklärung gegeben?“

„Vergiß dich nicht gegen deine Mutter! — Ich bin dir keine Aufklärung schuldig.“

„Gott bewahre mich, daß ich vergesse, was ich dir schulde! Aber bedenke, Mutter, daß ich kein Kind mehr bin. In wenigen Wochen werde ich einundzwanzig Jahre alt sein. Thue ich Unrecht, wenn ich dich bitte, da es sich um mein Lebensglück handelt, mir jetzt zu sagen, was du mir doch nicht mehr lange vorenthalten wirst?“

Frau Comyn starrte ihre Tochter mit der größten Verwunderung an. Niemals hatte sie sich träumen lassen, daß Edith eines Tages Rechenschaft von ihr fordern könnte und daß sie, die Mutter, sodann verpflichtet sein würde, Rede und Antwort zu stehen. Sie war durchaus keine schlechte Frau; sie war, in ihrer Art, eine gute, zärtliche Mutter. Sie verfolgte seit Jahren nur noch einen Zweck im Leben, den, ihr einziges Kind glänzend zu verheirathen. Sie hatte dieses heranwachsen sehen; aber in ihren Augen war es ihre „kleine Edith“ geblieben, der sie Alles „schenkte“, was sie gebrauchte. Seit einigen Jahren schenkte sie ihr hübsche Toiletten, damit sie sich puße, wie sie ihr früher die schönsten Puppen mitgebracht hatte, um ihr Freude zu machen. Sie hatte nie daran denken wollen, daß dies einmal aufhören müsse; und nun trat Edith ihr plötzlich mit der unerwarteten Frage entgegen, was ihr eigen sei, was ihr von Rechtswegen gehöre, ohne daß sie es von ihrer Mutter geschenkt bekomme.

Unter gewöhnlichen Umständen würde es Frau Comyn einige Verlegenheit bereitet haben, diese Frage zu beantworten; aber sie befand sich in außergewöhnlicher Aufregung, und es wurde ihr nicht nur leicht, es gewährte ihr sogar eine gewisse Freude, eine Schadenfreude könnte man sagen, Edith in dürren Worten klar und deutlich zu machen, daß sie Beide, Mutter und Tochter, so gut wie ruinirt seien. — Das Vermögen des verstorbenen Herrn Comyn war nicht unbedeutend gewesen, aber er hatte einen großen Theil desselben schlecht angelegt; es war seiner Wittve nicht geglückt, dies wieder gut zu machen, und seit mehreren Jahren bereits lebte sie nicht mehr von ihren Einkünften, sondern von einem Capital, das schnell zusammengeschnitten und jetzt auf eine verhältnißmäßig kleine Summe reduziert war.

„Wir haben noch ein Jahr, vielleicht achtzehn Monate zu leben, mein Kind,“ schloß Frau Comyn ihre Erzählung, indem sie ihrer Tochter zulächelte, gerade als ob sie ihr eine sehr erfreuliche Mittheilung gemacht habe; „und wenn du bis dahin nicht verheirathet bist, so bleibt uns nichts übrig, als zu meinen Verwandten zu ziehen und von deren Wohlthätigkeit zu leben. Angenehme Ausichten! — Findest du nun noch, daß ich Unrecht habe, mich der kindischen Liebesgeschichte, die du mir erzählt hast, zu widersetzen?“

Edith verspürte große Lust, gegen das verletzende Beiwort „kindisch“ zu protestiren, denn es war nicht ihre Art, ihrer Mutter irgend etwas, was ihr mißfiel, durchgehen zu lassen; aber sie beherrschte sich und sagte sehr ernst:

„Ich hätte es unrecht gefunden, wenn du mich einem Manne gegeben hättest, der mich für reich gehalten und zu spät entdeckt hätte, daß ich nichts besitze.“

„Das ist auch wieder sehr romantisch; aber du sprichst wie ein unerfahrenes Kind. — Männer, die sich verheirathen wollen, sind gut unterrichtete Leute. Du kannst dich darauf verlassen, daß Herr Hale sowohl wie Herr Welsh, als sie um deine Hand anhielten, genau wußten, daß sie mit dir keine Mitgift zu erwarten hatten. — Aber sie liebten dich; und du wirst noch bereuen, dich nicht dem Einen oder dem Anderen anvertraut zu haben. Dein edler Herr Midford dagegen. . . .“

Edith unterbrach sie.

„Du willst sagen, Mutter, daß er wußte, daß ich kein Vermögen besitze!“

„Natürlich will ich das sagen. — Er mag sich einen Augenblick in dich verliebt haben; aber er ist ein ruhiger, vorsichtiger Mann, der den Werth von Dollars und Cents sehr genau kennt und der sich klar gemacht hat, daß die Verbindung mit dir „Armuth & Co.“ sein würde. Da hat er sich denn auf recht geschickte Weise, wenigstens so, daß er dich vollkommen getäuscht hat, aus der Schlinge zu ziehen gewußt.“

„Ich habe Herrn Midford keine Schlinge gelegt, und du thust ihm bitteres Unrecht!“

„Du wirst, ehe du viel älter bist, sehen, daß ich im Gegentheil vollkommen Recht habe. Gedulde dich nur ein klein wenig!“

„Ich bin nicht ungeduldig, Mutter; aber ich bitte dich um die Erlaubniß, Herrn Midford gelegentlich sagen zu dürfen, daß ich nicht reich bin. Du bist ihm schuldig, mir dies zu gestatten.“

„Ich bin Herrn Midford gar nichts schuldig, Kind; du schwebst mit deinen Gefühlen in überirdischen Höhen. — Es erscheint mir, offen gesagt, nicht ganz passend, daß du dich mit einem fremden Menschen über unsere Vermögensverhältnisse unterhältst; aber wenn du dir davon eine besondere Genugthuung versprichst, so will ich es dir nicht verbieten. Um Eins jedoch möchte ich dich bitten: handele nicht vorschnell; warte einige Tage, acht Tage, vierzehn Tage, bis deine üble Laune vorüber ist.“

„Ich bin nicht übler Laune, und ich werde, wie du es befehlst, vierzehn Tage warten, ehe ich mit Herrn Midford spreche.“

„Ich habe nichts befohlen; und wenn du nicht übler Laune wärst, so würdest du nicht mit mir sprechen, wie du es thust. Ich habe einen Wunsch ausgedrückt, und es freut mich, daß du demselben nachgiebst; und nun will ich etwas ruhen.“

Frau Comyn erhob sich und verließ das Zimmer. Alles in Allem war sie wohl zufrieden. Sie hatte ihrer Tochter endlich Aufklärungen über gewisse Verhältnisse geben können, die ihr hier und da eine unruhige Stunde bereitet hatten. Edith hatte die unangenehme Mittheilung, daß sie arm sei, viel ruhiger aufgenommen, als zu erwarten gewesen war. In ihrer Genugthuung darüber vergaß Frau Comyn zunächst sogar, was Edith von ihrer Zuneigung zu Midford offenbart hatte. Als sie sodann später an dies Bekenntniß

dachte, sagte sie sich: „Edith ist ein vernünftiges Mädchen. Sie wird nicht so kindisch sein, die Bewerbung eines Thomas Midford ferner zu begünstigen. Fast bedauere ich, ihr nicht längst gesagt zu haben, daß sie eine reiche Heirath machen muß. Wer weiß? — Vielleicht wäre sie heute schon Frau Hale oder Frau Welsh, und ich wäre meiner Sorgen quitt. — Nun, wir haben noch ein ganzes Jahr vor uns, und bis dahin läuft viel Wasser in das Meer. Ich kann jetzt frei und offen mit Edith sprechen und berathen. . . . Alles wird schon noch gut werden.“

* * *

Frau Comyn hatte eine gewisse Scheu davor gehabt, ihrer Tochter Aufklärung über die Vermögensverhältnisse der Familie zu geben; nachdem dies nun aber einmal geschehen war, hätte sie gewünscht, sich auch ganz unbefangen mit Edith über die Zukunft berathen zu können. Es beunruhigte sie, daß diese der unangenehmen und wichtigen Mittheilungen, die ihr gemacht worden waren, in keiner Weise mehr Erwähnung that. Edith schien die Sache vergessen zu haben und lebte ruhig und in sich verschlossen weiter. Sie dachte fortwährend an Midford, aber sie sprach nicht mehr von ihm. Sie suchte ihn in allen Gesellschaften, in denen sie ihn früher anzutreffen pflegte; sie spähte im Theater und auf der Promenade nach ihm, und sie fühlte sich unglücklich, ihn nirgends entdecken zu können. Sie empfand eine unausgesetzte peinigende Unruhe, ein Nageln am Herzen, das ihr Schlaf und Appetit raubte, und sie wurde darüber bleich und elend. — Frau Comyn sah dies mit Besorgniß; aber sie hatte nicht den Muth, direkte Fragen an ihre Tochter zu richten. Diese hatte seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, sie lange und forschend anzusehen, und Frau Comyn fühlte sich unter den Blicken ihrer Tochter befangen und unbehaglich. Was suchte diese so aufmerksam in ihrem Gesicht?

„Mutter,“ sagte Edith eines Tages, „ich beabsichtige nun, Herrn Midford zu bitten, mich morgen oder übermorgen zu besuchen. Es sind vierzehn Tage vergangen, seitdem wir ihn nicht gesehen haben.“

„Kind, denkst du wirklich noch daran? Ich gestehe dir aufrichtig, daß ich Herrn Midford vollständig aus dem Gedächtniß ver-

loren hatte und mich der Hoffnung hingab, du habest ein Gleiches gethan."

"Ich habe Herrn Midford nicht vergessen."

"Handle nicht unüberlegt, liebe Edith! Bedenke, dein ganzes Lebensglück steht auf dem Spiele."

"Eben weil ich dies bedenke, will ich handeln. Kannst du mich der Raschheit zeihen, wenn du siehst, wie geduldig ich seit zwei Wochen warte?"

"Ich wußte nicht, daß du wartetest. . . . Edith, ich erkenne dich nicht mehr! Du bist wie umgewandelt. Du, ein vernünftiges, kluges, gutes Mädchen, du sprichst wie eine überspannte Romanheldin."

"Wenn sich ein Mädchen verk. . . ." Sie stockte und fing einen neuen Satz an. Wenn ein Mädchen eine Geldheirath machen muß, um nicht für eine Romanheldin zu gelten, so bin ich lieber eine solche, als daß ich mir den Ehrentitel eines vernünftigen, klugen Mädchens verdiene."

"Die erste Pflicht eines Mädchens ist, eine gute Tochter zu sein. . . . Wie kannst du mir gegenüber solche Reden führen? Ich habe nie etwas Anderes als dein Glück gewollt! Ist dies der Dank für meine Liebe?" Frau Comyn bereitete sich darauf vor, einige Thränen zu vergießen.

"Ich habe dich nicht kränken wollen," antwortete Edith ruhig, ohne jede Rührung. "Du hast nicht zu fürchten, daß ich einem Manne, wer er auch sei und wie sehr ich ihn auch lieben möge, meine Liebe entgegenbringe. Du kannst zugegen sein, wenn ich mit Herrn Midford spreche."

"Thu' mir den Gefallen, Edith, und schreibe ihm nicht!"

"Das kann ich dir nicht versprechen. . . . Ich habe mein Wort gehalten und vierzehn Tage lang gewartet. Gestatte nun, daß ich mir Gewißheit über Herrn Midford's Charakter verschaffe. Ich will nur wissen, ob er meiner Achtung würdig ist oder deine Beachtung verdient."

Frau Comyn seufzte tief und verließ das Zimmer. Eine Stunde später ließ sie ihre Tochter durch den Diener fragen, ob sie mit ihr ausfahren wolle. Edith war bereit dazu, und bald darauf saßen Mutter und Tochter in einem eleganten offenen Wagen und rollten darin die Champs Elysees hinunter. Als sie über den Platz

der Concorde fuhren, begegnete ihnen eine alte Droschke, von einem schlecht gekleideten Kutscher geführt und von einem mageren, lahmen Gaul im langsamen Buckeltrab gezogen. In dem traurigen Gefährt saß Thomas Midford. Mutter und Tochter erkannten ihn; er sah sie nicht. Er saß vornübergebeugt und blickte nachdenklich in seinen Hut, den er mit beiden Händen zwischen seinen Knien hielt und dort langsam drehte. — Die alte Droschke, der zerlumppte Kutscher, das elende Pferd, der sinnende Passagier — alles dies zusammen bildete ein jämmerliches Ganzes. Als es vorbeigezogen war, begegneten sich die Blicke der Mutter und der Tochter. Frau Comyn nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe und sagte dazu: „Welche Zukunft das verspricht!“

Aber Edith antwortete darauf mit einer Frage: „Sieht Herr Midford aus, als ob er eine Geldheirath zu machen beabsichtige?“

Frau Comyn zuckte ungeduldig die Schultern, lehnte sich vornehm in den bequemen Wagen zurück und blickte, ohne das Gespräch fortzusetzen, auf das bunte Treiben in der Sttasse.

Sobald Edith wieder zu Hause war, begab sie sich auf ihr Zimmer, um an Midford zu schreiben. Sie setzte einen langen Brief an ihn auf, den sie aber, als er fertig war, zerriß, um einen zweiten, noch längeren, zu schreiben. An diesem änderte und corrigirte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, so viel, daß sie ihn noch einmal umzuschreiben begann. Ehe sie mit dieser Arbeit fertig geworden war, wurde sie zum Essen gerufen. Sie schloß die Papiere sorgfältig ein und erschien zum Erstaunen ihrer Mutter bei Tische, ohne die Toilette gewechselt zu haben. — Während der ganzen Mahlzeit saß sie wortkarg und zerstreut da, und halb nach dem Essen zog sie sich wieder auf ihr Zimmer zurück, um dort den angefangenen Brief zu vollenden. Nie in ihrem ganzen Leben hatte ihr ein Schriftstück auch nur annähernd so viel Mühe verursacht wie dieser Brief; aber sie war auch wohl zufrieden mit der Arbeit, als diese endlich fertig vor ihr lag. Ihre große, deutliche Handschrift nahm sich gut aus auf dem festen, schönen Papier, das sie mit besonderer Sorgfalt unter vielerlei Schreibmaterial ausgewählt hatte; und ihr Stil ließ, so meinte sie, nichts zu wünschen übrig. Sie freute sich selbst über den vollen Klang einzelner wohlabgerundeter langer Phrasen, die sie sich halblaut vorlas. Sie zerriß zwei Couverts, weil die Adresse nicht ganz nach ihrem Wunsche war, und legte endlich

den vollendeten Brief zum Absenden bereit in eine Schublade ihres Büreaus.

Am nächsten Morgen las sie den Brief wieder aufmerksam durch, und da kamen ihr plötzlich Zweifel über gewisse Gedanken, die sie am vorhergehenden Abend so zuversichtlich ausgedrückt hatte. War es ihrer würdig, daß sie einem fremden Menschen — denn genau genommen, war Herr Midford ihr ja doch weiter nichts als ein Fremder — unaufgefordert Auskunft über ihre Verhältnisse gab? — Die vierzehntägige Frist, die sie ihrer Mutter eingeräumt hatte, lief erst am nächsten Morgen ab. Sie nahm sich vor, sich die ganze Sache noch einmal reiflich zu überlegen. — Am Montag Morgen endlich, nachdem sie den langen Brief so oft gelesen hatte, daß sie ihn auswendig wußte, zerriß sie das Schriftstück, nahm einen gewöhnlichen Briefbogen und schrieb mit ihrer schnellsten Handschrift drei Zeilen:

„Fräulein Comyn sendet Herrn Thomas Midford freundliche Grüße und bittet ihn, sie heute Nachmittag, zwischen ein und zwei Uhr, besuchen zu wollen.“

Darauf befohl sie ihrer Kammerjungfer, sie zu begleiten, und mit dem Briefe in der Hand schickte sie sich an, selbst einen Commissionär zu suchen, um diesem das Billet zur Beförderung an seine Adresse zu übergeben. Im Vorzimmer begegnete sie ihrer Mutter.

„Wo gehst du hin?“ fragte diese.

„Ich habe eine kleine Besorgung zu machen,“ antwortete Edith; „ich bin zum Frühstück wieder zu Hause.“

Edith ging häufig mit ihrem Kammermädchen aus, und Frau Comyn fühlte sich nicht berechtigt, einen Einwand gegen den frühen Spaziergang zu machen.

Unmittelbar in der Nähe ihrer Wohnung, an der Ecke der Rue de Berry, fand Edith einen Commissionär. Sie übergab ihm den Brief für Midford.

„Warten Sie auf Bescheid,“ sagte sie; „in einer Stunde bin ich wieder hier und werde mir die Antwort holen.“

Der Mann sah sich die Adresse an; „Ich kann in einer halben Stunde wieder hier sein,“ bemerkte er; „wenn das gnädige Fräulein es wünschen, und wenn man mich nicht zu lange auf Antwort warten läßt.“

„Sehr wohl! In einer halben Stunde dann; aber pünktlich, damit ich nicht zu warten habe. Sie sollen ein gutes Trinkgeld bekommen.“

Der Commissionär lief davon, und Edith, nachdem sie nach der Uhr gesehen hatte, ging, von ihrer Dienerin gefolgt, schnellen Schrittes die Champs Elysees hinunter. Am „Rondpoint“ angelangt, sah sie nach der Uhr. Darauf kehrte sie um und näherte sich etwas langsamer, als sie sich davon entfernt hatte, der Rue de Berry wieder.

Der Commissionär stand bereits auf seinem Platze. Sie erkannte ihn von Weitem und beschleunigte ihre Schritte. Der Mann sah sie kommen, grüßte höflich und zog dann bedächtig einen Brief aus der Tasche, den er ihr überreichte. Sie erschrak heftig, denn es war ihr eigenes Billet, das man ihr zurückgab. Auf den fragenden, unruhigen Blick, den sie auf den Commissionär richtete, antwortete dieser:

„Der Herr ist vorgestern Abend von Paris abgereist. Er hat, ehe er ging, Alles vollständig geordnet und seine neue Adresse nicht hinterlassen. Briefe, die noch für ihn ankommen, sollen an die Herren Edington & Co. gesandt werden.“

Edith vernahm diese Worte nur undeutlich. Es überkam sie eine eigenthümliche, peinliche Schwäche; sie wandte sich ab, ohne ein Wort gesprochen zu haben, und näherte sich mechanisch ihrer Wohnung. Als sie in das Haus treten wollte, sah sie, daß der Commissionär ihr gefolgt war.

„Was wollen Sie?“ fragte sie.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein,“ antwortete der Mann.

„Mein Weg ist noch nicht bezahlt.“

Sie öffnete ihr Portemonnaie und reichte ihm ein kleines goldenes Fünffrankenstück.

„Wohin sollten Briefe geschickt werden?“ fragte sie.

„An die Herren Edington & Co., Rue de la Paix.“

„Warten Sie einen Augenblick; ich werde Ihnen einen Brief herunterschicken, den Sie gleich zu Herrn Edington tragen müssen. Die Antwort bringen Sie mir dann hierher. Behalten Sie, was ich Ihnen gegeben habe, für die beiden Wege.“

Der Mann dankte und eilte bald darauf mit einem Briefe für Herrn Alexander Edington, den das Kammermädchen ihm gegeben

hatte, der Rue de la Paix zu. — Edith kannte Herrn Edington ziemlich genau und hatte sich schnell entschlossen, diesen um Auskunft über das plötzliche Verschwinden seines Freundes zu ersuchen. Sie hatte ihn deshalb gebeten, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen. Jede Stunde sei ihr genehm; er möge die seine nennen. — Die Antwort auf den Brief wurde ihr gebracht, als sie beim Frühstück saß. Herr Edington schrieb, er werde die Ehre haben, Fräulein Comyn um zwei Uhr seine Aufwartung zu machen.

Frau Comyn runzelte die Stirn, als dieser Brief in das Zimmer gebracht wurde. Edith bemerkte es, sagte jedoch kein Wort. Sie zürnte ihrer Mutter, die sie dafür verantwortlich machte, daß Midford Paris verlassen hatte, ohne sich noch einmal bei ihnen gezeigt zu haben.

Nach dem Frühstück, das stumm vorüberging, sagte Frau Comyn: „Für den Fall, daß der Brief, den du empfangen hast, von Herrn Midford ist und dieser zu dir kommen sollte, darf ich dich daran erinnern, daß du selbst mich aufgefordert hast, bei deiner Unterredung mit ihm zugegen zu sein. Dies scheint mir übrigens nach dem, was zwischen euch vorgefallen ist, nur schicklich.“

„Der Brief ist nicht von Herrn Midford, und Herr Midford wird nicht zu mir kommen. Er hat Paris verlassen. . . . du hattest Recht, Mutter. . . .“ Sie lächelte bitter; aber plötzlich mußte sie innehalten: Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was giebt es?“ fragte Frau Comyn beunruhigt.

„Er ist gegangen. Ich werde ihn nie wiedersehen! O, wie ungerecht bist du gewesen! Wenn ich nicht auf deine Verdächtigungen gehört, wenn ich nicht Wochen lang gewartet hätte, so würde ich ihn wiedergesehen haben.“ — Sie bedeckte sich das Gesicht mit einem Tuche und weinte.

Frau Comyn war im Grunde ihres Herzens sehr froh darüber, daß der Mann, dessen Gegenwart ihr so große Unruhe bereitet hatte, Paris verlassen habe. Die Thränen ihrer Tochter ängstigten sie nicht: „Das wird vorübergehen, wie es gekommen ist,“ dachte sie. Es wurde ihr leicht, Edith einige zärtliche, freundliche Worte zu sagen, und nachdem sie dies gethan hatte, verließ sie das Zimmer, da sie überzeugt war, das junge Mädchen werde sich am schnellsten trösten, wenn es sich selbst überlassen bleibe.

Alexander Edington erschien präcise um zwei Uhr, mit der

angenehmen Pünktlichkeit, welche den Großstädter auszeichnet. Edith ließ ihm nicht eine Minute Zweifel darüber, was sie von ihm zu erfahren wünsche, denn sobald sie ihn begrüßt und er sich gesetzt hatte, fragte sie, ob er ihr sagen könne, was aus Herrn Midford geworden sei.

„Er ist nach Californien zurückgekehrt.“

„Wissen Sie den Grund dieser plötzlichen Abreise? Er hat nicht einmal Zeit gefunden, von uns Abschied zu nehmen.“

„An Zeit hat es ihm nicht gefehlt,“ meinte Edington; „denn er hat während der letzten vierzehn Tage oft Stunden lang auf dem Comptoir bei mir gefessen und nichts gethan, als Vierecke und Dreiecke gezeichnet und mit großer Sorgfalt schattirt. — Aber es wundert mich nicht, daß er keine Abschiedsbesuche gemacht hat. Midford handelt gewöhnlich nach gewissen Principien, die er während seiner Mußestunden zu seinem Privatgebrauch entdeckt und über die er nicht mit anderen Leuten spricht. — Gedacht hat er an Sie. Das weiß ich bestimmt. Ich kenne ihn ziemlich genau — wir haben ja Jahre lang in Californien zusammen gelebt — und ich weiß, daß er nur von Sachen und Personen spricht, die ihn interessiren. Er sitzt so still da und grübelt und auf einmal richtet er eine Frage an mich. Die bezieht sich dann regelmäßig auf den Gegenstand seiner tief sinnigen Betrachtungen; und da ich dies weiß, so kann ich auch immer ziemlich genau berechnen, was gerade in seinem Geiste vorgeht.“

„Und Sie glauben, daß er an uns gedacht hat?“ fragte Edith. „Wundern Sie sich nicht über diese Frage. Ich will Ihnen gern sagen, weshalb ich sie an sie richte. — Herr Midford war, wie Sie wissen, während der letzten Monate ein häufiger Gast in unserem Hause. Plötzlich, vor vierzehn Tagen etwa, ist er fortgeblieben, und wir haben ihn seitdem nur einmal wiedergesehen, nämlich vorgestern. Wir fuhren an ihm vorüber; er bemerkte uns nicht. Mir kam es vor, als sähe er krank und niedergeschlagen aus. Ich wollte mich deshalb heute nach seinem Befinden erkundigen, und da habe ich erfahren, daß er Paris verlassen hat.“

Edith bemühte sich, unbefangen zu sprechen. Aus der Art, wie ihr junger weltweiser Landsmann ihr zuhörte, ersah sie jedoch, daß ihre Bemühungen nicht besonderen Erfolg hatten. Edington lauachte nämlich mit großer Aufmerksamkeit und nickte von Zeit zu

Zeit zustimmend mit dem Kopfe, gleichsam als wollte er sagen: „Fahren Sie fort; Sie interessiren mich;“ — aber auf seinem Gesicht lag ein eigenthümliches, nicht gerade freundliches, ein wissendes Lächeln; und Edith war sich bewußt, daß sie unter dem störenden Einfluß dieses Lächelns während der letzten Worte ihrer Rede die Fassung verlor und die Farbe wechselte.

Alexander Edington schwieg einige Sekunden, nachdem Edith gesprochen hatte; dann, direkt auf den Gedanken antwortend, der sie hauptsächlich beschäftigte, sagte er:

„Ja; Midford hat viel an Sie gedacht. — Ich habe dies bei zwei Gelegenheiten constatiren können. — Einmal, es sind wohl zehn Tage her, sagte ich ihm beiläufig, ich würde am Abend im Theater in Ihrer Loge mit Ihnen zusammentreffen. Da saß er eine Weile stumm da und dann fragte er: „Welche Nummer?“ — „Dreizehn,“ antwortete ich. — „Eine schlechte Nummer,“ sagte er. — Und ich darauf wieder: „Ich hoffe mich dessen ungeachtet gut zu amüsiren.“ — Er antwortete nicht und ging bald darauf fort. — Er war an jenem Abend im Theater; er saß in der dunkelsten Parquetloge, und ich entdeckte ihn nur zufällig. Er ist sonst kein Theatergänger. — Ich gehöre nicht zu den Leuten, die Vergnügen daran finden, Andere unnütz in Verlegenheit zu setzen; ich fragte meinen Freund deshalb am nächsten Morgen nicht, was er im Theater gesucht habe; aber es mußte mir auffallen, daß er ruhig, als erfahre er etwas Neues, zuhörte, während ich ihm von der Vorstellung erzählte. — Dann, einige Tage später, theilte ich ihm mit, daß ich Sie am Abend bei Sands sehen würde. Tages darauf, als er mich besuchte, fragte er mich: „Wie war es gestern bei Sands?“ — „Hübsch.“ — „Wer war dort?“ — Ich nannte ein Duzend Personen, und ich nannte Sie absichtlich nicht. — „Waren Comyns da?“ fragte er. — „Ja, die waren auch da.“ — „Tanzte Fräulein Edith?“ — „Nein.“ — „Wie sah sie aus?“ — „Sehr vergnügt, wie immer.“

„Sehe ich immer so vergnügt aus?“ unterbrach Edith ungeduldig.

Edington antwortete nicht und fuhr in seinem Bericht fort:

„Was für eine Toilette trug Fräulein Comyn?“ fragte mich Midford weiter. — Ich beschrieb Ihren Anzug und dann sagte ich: „Seit wann, Thomas Midford, interessiren Sie sich für Damen-

toiletten? Das Talent kannte ich in Ihnen noch nicht.“ — „Ja,“ antwortete er bedächtig, „ich interessire mich hier und da für Eini- ges, was Sie nicht wissen.“ — „Unter Anderem für Fräulein Comyn,“ bemerkte ich. — Darauf stand er auf und sagte mit großer Traurigkeit: „Alexander Edington, ich möchte, ich wäre schon am anderen Ende der Welt.“

Edith blickte zu Boden. Edington, als bemerke er nichts von ihrer Verlegenheit, sprach weiter:

„Ich würde von all' dem nichts erwähnt haben, Fräulein Comyn, wenn Sie sich nicht bei mir nach Thomas Midford erkun- digt hätten; aber da der genannte junge Mann so ziemlich mein ältester und bester Freund ist, dem ich alles Gute wünsche und des- sen Leid mich schmerzt, so will ich Ihnen auch noch sagen. . . . daß er Sie liebt. . . .“

Edith fuhr zusammen. Edington setzte beinahe verächtlich hinzu:

„Das hat ja jetzt keine Gefahr mehr — er ist gegangen.“

„Auf einen weiten Weg,“ sagte Edith leise und nachdenklich.

„Ja, auf einen weiten Weg, und auf einen harten und beschwer- lichen.“ Edington sprach mit größerer Rührung, als er Edith gegenüber je gezeigt hatte. „Wie ihm das arme Herz schwer sein mag! — Fräulein Comyn. . . . entschuldigen Sie mich. . . . Fräulein Comyn, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, den Mann hätte ich nicht von mir gewiesen, hätte ich nicht ziehen lassen.“

Edith blickte auf, und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Sie irren sich. . . . Sie sind ein treuer Freund. . . . Ich habe ihn nicht von mir gewiesen; ich habe ihn nicht ziehen lassen. Er ist gegangen, ohne mein Wissen, gegen meinen Willen!“ Und plötzlich brach sie in Thränen aus und schluchzte: „Ach, wäre er zurück!“

Da stand Alexander Edington auf, und Edith's Hand ergrei- fend, sagte er erregt:

„Ich habe Ihnen in meinem Geiste Unrecht gethan; aber ich bereue es nicht; ich will Alles wieder gut machen; verlassen Sie sich auf mich.“

Als Frau Comyn gegen vier Uhr von ihrer gewöhnlichen Pro- menade nach Hause zurückkehrte, war sie nicht wenig überrascht, Herrn Alexander Edington, von dem sie wußte, daß er um zwei Uhr gekommen war, noch immer bei ihrer Tochter zu finden. Sie war

jedoch darüber nicht beunruhigt. — Ganz im Gegentheil: Alexander Edington war zwar nicht so reich wie die Herren Welsh und Hale, und nicht so vornehm wie der Marquis de Contades oder der Vicomte de Beauchamp; aber er war ein wohlsituirter, strebsamer Mann, der bereits ein hübsches Vermögen besaß und von dem man allgemein annahm, daß er sich zu einer großen finanziellen Position emporzuschwingen werde. — Frau Comyn wünschte ihm guten Tag und setzte hinzu, er mache sich viel zu selten, und er möchte doch an einem der nächsten Tage bei ihnen essen, „ganz privat“, eine Einladung, der der junge Bankier bald Folge zu leisten versprach.

Als er gegangen war, begab sich Edith auf ihr Zimmer und begann wieder zu schreiben; aber diesmal flog ihre Feder über das Papier, und noch vor Postschluß desselben Tages empfing Herr Alexander Edington einen dicken Brief, der „via New York“ an „Thomas Midford Esq.“ adressirt war, und der noch am Abend von Edington auf die Post geworfen wurde. — Auch dieser war von Fräulein Edith Comyn mit einigen Zeilen bedacht worden. Sie lauteten:

„Werther Freund, anbei sende ich Ihnen den Brief an Thomas Midford. Ich habe ihm ganz so geschrieben, wie Sie es mir angerathen haben. Sie haben durch Ihre Vermittelung hoffentlich Ihrem Freunde sowohl wie mir Gutes erwiesen. Ich danke Ihnen dafür und bleibe für immer Ihre aufrichtig ergebene

E. C.“

Alexander Edington war ein vielbeschäftigter und ein ordnungsliebender Mann. Er bewahrte grundsätzlich kein unnützes Stück beschriebenen Papiers, und seine Privatbriefe wurden in den meisten Fällen, sobald er sie beantwortet hatte oder deren Inhalt erledigt war, von ihm zerrissen. Aber das kleine Billet Edith Comyn's, wiewohl dasselbe doch nichts besonders Interessantes enthielt, wurde von Edington nicht nur mit größter Aufmerksamkeit durchgelesen, sondern sodann sorgfältig wieder zusammengefaltet und in eine verschließbare Schublade deponirt, gerade als ob es ein sehr werthvolles Dokument gewesen wäre.

* * *

Das Dorf Blighton-Bar im Staate von Californien war zwar erst wenige Monate alt, hatte jedoch bereits eine ganz respectable

Ausdehnung gewonnen. Einige hundert Goldgräber verdienten sich dort im Schweiß ihres Angesichts viel mehr als ihr tägliches Brot, genug nämlich, um in der Hauptschenke des Ortes täglich zwei- bis dreimal so viel zu vertrinken und zu verzehren, wie ein Feinschmecker ersten Ranges bei Delmonico in New York für seine Beföstigung ausgegeben haben würde; genug, um halbe Nächte durch am Pharaotisch zu sitzen und dort gelegentlich Hunderte, hier und da wohl auch Tausende von Dollars in einer Sitzung zu verlieren oder zu gewinnen.

Die Mehrzahl der Bevölkerung bestand aus Vollblut-Nordamerikanern, aus alten Californiern, welche sich schon in Gott weiß wie vielen „Goldlagern“ umhergetrieben und von denen mehr als einer bereits hübsche Vermögen erworben und beinahe ebenso schnell wieder verloren hatte. Dazwischen sah man einige Irländer, Deutsche und Südamerikaner. Beinahe alle waren junge, kräftige Leute, langsam und entschlossen in ihren Bewegungen, mit ruhigen, klaren, furchtlosen Augen, die eigenthümlich träge blickten, wie bei Leuten, denen Niemand etwas zu befehlen hat und die sich gelassen umwenden, wenn sie gerufen werden.

Die Post aus San Francisco, die jeden Abend pünktlich zwischen sechs und halb sieben Uhr in Blyhton-Bar anlangte und deren Ankunft, als das „Ereigniß“ des Tages, stets von einer großen Anzahl feiernder Arbeiter, wenn auch geduldig, so doch mit großer Spannung erwartet wurde, fuhr an einem schwülen Juli-Abend im beliebten Tempo, auf das die Bewohner von Blyhton-Bar beinahe ebenso stolz waren wie der geschickte Kutscher selbst, im gestreckten Galopp nämlich, in das Dorf ein und machte mit bewunderungswürdiger und bewunderter Präcision unmittelbar vor der Post, d. h. vor der Hauptschenke des Ortes, Halt. — Der Kutscher, ein Mann mit glattrasirtem, breitem, ernstem Gesicht, warf einem Stallburschen die Zügel zu, stieg schwerfällig vom Bock, zog sich gravitatisch den rechten seiner blutrothen Handschuhe aus und schüttelte, ohne ein Wort zu sagen, einigen Bevorzugten, die sich ihm genähert hatten, die Hände. Darauf leerte er mit sichtlichem Behagen ein großes, mit einem eiskalten, schäumenden Getränk gefülltes Glas, das ihm ein Kellner, der aus der Schenke herausgetreten war, ehrfurchtsvoll und vertraulich zugleich überreicht hatte, schmatzte wohlgefällig mit der Zunge, nahm ein buntes, carrirtes

Tuch aus seinem Hut, wischte sich damit den Mund und sagte Johann, einen wohlwollenden Blick um sich werfend und sich gewissermaßen an die ganze Welt wendend: „Wie befinden Sie sich?“ — Darauf, ohne eine Antwort abzuwarten, trat er an den Kutschenschlag. Dieser war bereits geöffnet worden, und ein einsamer Passagier hatte Fuß auf Blighton-Bar-Boden gesetzt. Die Goldgräber, der Schenkwirth und der Stellner musterten ihn mit ungetheilter Aufmerksamkeit und mit einigem Erstaunen. — Was konnte der Mann in Blighton-Bar suchen? Er glich Keinem von ihnen; er sah nicht aus wie Einer, der den schmeren Kampf um's Leben auf eigene Faust durchfechten, der fest dreinschlagen, fest zugreifen und fest halten kann.

Der Neuangekommene, ein junger Mann in der Mitte der Zwanziger, mit einem nachdenklichen Gesicht, in dem die ruhigen braunen Augen besonders auffielen, sah wie ein Großstädter aus und war wie ein solcher gekleidet. Er schien eingeschüchtert durch die schweren Blicke der Goldgräber, die so zu sagen auf seiner Gestalt klebten und jeder seiner Bewegungen mit einer Art neugieriger Gleichgültigkeit folgten, und er war bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen, indem er das durch den Conducateur angeordnete Abladen von der Postchaise, eines nicht sehr schweren ledernen Reisekoffers und einiger Stücke kleineren Handgepäcks, überwachte. — Nachdem er seine Habe um sich versammelt sah, wandte er sich endlich den ihn beobachtenden Zuschauern zu, und den Hut lüftend und dabei den ersten, der vor ihm stand, in's Auge fassend, fragte er leise und höflich:

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, wo Herr Georg Warden wohnt?“

„Warden!“ rief der Angeredete, sich halb umwendend, „Verlangt!“

Ein breitschulteriger Riese, mit wettergebräunten, kühnen, nordischen Gesichtszügen, der, die sehnigen Arme über die Brust gekreuzt, eine kurze Pfeife im Munde, nachlässig an dem Thürpfosten angelehnt gewesen war, gab mit seinem Rücken einen leisen Knack gegen die Thür, so daß er ohne allzu große Kraftanstrengung eine verticale Stellung annehmen konnte, trat Johann langsam hervor und sagte gelassen:

„Georg Warden ist mein Name.“

Der Neuangekommene zog einen Brief aus der Tasche, den er Herrn Warden überreichte. Dieser erbrach das Couvert, durchslog in wenigen Sekunden den Inhalt eines kurzen Schreibens und sagte, mit einer energischen Geste die Hand ausstreckend:

„Stolz, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Midford. — Wie befinden Sie sich? — Kommen Sie mit mir.“

Midford wies mit einer stummen Geberde auf sein Gepäck.

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ bemerkte Warden. Er wandte sich an die Umstehenden, und einem von ihnen zuwinkend, äußerte er freundlich, aber doch mit dem sicheren Tone eines Mannes, der nicht daran gewöhnt ist, Fehlbitten zu thun:

„Sie sind wohl so gut, Großer, diese Sachen in meine Hütte schaffen zu lassen.“

„Das ist in Ordnung,“ antwortete der Angeredete.

Georg Warden wußte, was sich schickte. „Zunächst ein Glas zum Willkomm, Herr Midford,“ sagte er höflich. „Belieben Sie, demselben einen Namen zu geben.“

Midford, der kein Neuling in Californien war, antwortete mit einer freundlichen Geberde: „Was Sie vorziehen, Herr.“

Warden rief dem Kellner etwas zu, dieser mischte darauf mit großem Eifer und Ernst ein Getränk, dessen Zubereitung den Gebrauch mehrerer Gläser und verschiedener Flüssigkeiten erforderte, und reichte sodann den beiden, ihn stumm und aufmerksam beobachtenden Gästen einem jeden ein großes Glas voll eines röthlichen Trankes.

„Gut nach einem heißen Tage,“ meinte Warden. Er stieß leise und vorsichtig mit Midford an, und diesem mit den Augen zuwinkend und ihn gleichzeitig durch ein leichtes Neigen des Hauptes begrüßend, setzte er hinzu: „Die Ihrige!“

„Die Ihrige!“ entgegnete Midford.

Ein Jeder leerte darauf sein Glas: Warden das seine auf einen Zug, mit zärtlich geschlossenen Augen und einem verklärten Lächeln auf dem Gesicht; Midford in mehreren kurzen Absätzen und nicht ohne einiges Erröthen, denn was er trank, brannte ihm wie Feuer in der Kehle. Dann entfernten sich die Beiden, Schulter gegen Schulter, bedächtigen Schrittes: Midford den Kopf nach vorn gebeugt, die Hände auf dem Rücken; Warden sich die Hüften wiegend, die Daumen in dem breiten Lederriemen, der ihn lose gürtete und

an dem ein schwerer Marine-Revolver und ein Bowiemesser von kolossalen Dimensionen hingen.

Am folgenden Tage stellte Georg Warden den hervorragendsten Mitgliedern der Gemeinde von Blighton-Bar „seinen ehrenwerthen Freund, Herrn Thomas Midford aus New York,“ vor; und im Laufe des Abends erfuhren Alle, die es wissen wollten, daß der Neueingekommene dem Herrn Georg Warden durch einen Brief seines alten Kameraden Peter O'Connor aus White Pine auf das wärmste anempfohlen worden sei, und daß Erstgenannter, Herr Georg Warden, die ergebenste Bitte an seine ehrenwerthen und hochverehrten Mitbürger richte, sich gefälligst an ihn wenden zu wollen, für den Fall irgend einer von ihnen, aus irgend einem erdenklichen Grunde, irgend einen Streit mit Herrn Midford suchen wolle. — Als diese letzte, an Abverbien und Beiwörtern überaus reiche Bemerkung von Herrn Warden mit etwas schwerer Zunge, langsam und feierlich und von vielen gewichtigen Faustschlägen auf den Tisch begleitet, gemacht wurde, war es bereits spät geworden; und da es bekannt war, daß Herr Georg Warden um diese Zeit ungern Widerspruch duldet und überhaupt etwas rauschhaftig zu werden pflegte, so beeilten sich mehrere der noch in der Schenke Anwesenden, Herrn Thomas Midford herzlichst die Hände zu drücken und ihn ihrer guten Freundschaft zu versichern.

Während der nächsten Tage beschäftigte Warden sich viel damit, seinen neuen Freund aufmerksam zu beobachten und gelegentlich zu examiniren. Eines Abends hielt er ihm sodann folgende Rede:

„Zum Graben sind Sie zu schwach; um Pharaobankhalter zu werden, fehlt Ihnen das Auge und fehlt Ihnen die Hand; als Sheriff würden Sie nicht gut mit den „Jungen“ fertig werden, wennschon ich Ihnen gern zutraue, daß Sie keine Furcht haben; Wirthes giebt es bereits zwei zu viel im Orte, da alle achtungswerthen Bürger von Blighton-Bar sich in derselben Schenke, in der Post, betrinken; für einen Prediger oder einen Lehrer ist augenblicklich kein Bedarf; ein ordentliches Handwerk haben Sie nicht gelernt; die Regierungsposten sind vergeben. — Was kann ich mit Ihnen anfangen, Sie junges, hülfloses, interessantes Waisenkind? — Sie sollen Bankier werden; mein Bankier und der von einem halben Duzend anständiger Leute, die ich Ihnen zuführen werde. Andere Kunden werden folgen, und da Sie, wie Sie mir bereits gesagt

haben, nicht spielen und auch nicht trinken — was thun Sie eigentlich, Mann, wenn Sie weder die Flasche noch die Karten lieben? — so müßte es ganz eigenthümlich zugehen, wenn Sie nicht bald der Wohlhabendste von uns Allen würden.“

Midford wollte Einwendungen machen. Er hatte bereits einige Erkundigungen eingezogen. Das Bankiergeschäft in Blighton-Bar war nicht ohne jedes Risiko: „Ich besitze nur sehr wenig Geld,“ jagte er. „Wenn ich verlöre, so könnte ich nicht bezahlen.“

Warden musterte ihn achselzuckend und den Kopf schüttelnd von Kopf bis zu Füßen: „Sind Sie etwa hierher gekommen, um Geld zu verlieren?“ fragte er. „Junger Mann, was erfinden Sie da für Sachen? Thun Sie einfach und ordentlich, was Ihr Geschäft mit sich bringt, und bekümmern Sie sich um weiter nichts. — Wer wird sich Sorgen machen? Sorge ist ein schlechter Bettgenosse.“

Midford war der soliden Argumentation seines Genossen nicht gewachsen und gab nach. Er erfüllte während der nächsten Tage einige sehr einfache Formalitäten, auf die Warden seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und nach Verlauf einer Woche erfreute er sich des behaglichen Gefühls, daß sein „Haus“ in Blighton-Bar des unangefochtenen Rufes einer „respektablen Firma“ genoß. Zu thun gab ihm sein neues Amt nicht viel: er hatte täglich einige Briefe an die Bank in San Francisco zu schreiben, einige Säcke „Staub“ zu wiegen und zu versiegeln, Frachtbriefe auszusprechen, hier und da Vorhüßle gegen diese Dokumente zu machen und gelegentlich Auskunft über die Wechsel-Course von San Francisco auf New York und auf London zu ertheilen. Während seiner Mußestunden grübelte und sorgte und träumte er, wie dies seine Art war, oder er machte sich, ohne es zu beabsichtigen, Freunde unter den Goldgräbern — seinen Kunden und Mitbürgern — und zwar einfach dadurch, daß er sich mit ihnen unterhielt. Am häufigsten traf er mit Warden zusammen, und mannigfaltig und sinnreich waren die langen Unterhaltungen, die er mit diesem pflog.

Warden hatte durch dreistes, ruhiges Fragen die Umrisse der einfachen Geschichte Midford's aus diesem herausgelockt und schien seitdem eine Art väterlichen, mitleidigen Wohlwollens für seinen schüchternen, zaghaften, unbeholfenen Gast gefaßt zu haben. Er sprach mit diesem häufig von dem „Mädchen von Paris“, dessen

Namen Midford ihm nicht genannt und die er, Warden, aus einem unerfindlichen Grunde „Jemima“ getauft hatte. Midford war stets bereit, auf das Gespräch über die abwesende Geliebte einzugehen und wurde dadurch immer vertrauter mit Warden. — Aber während dieser mit der Zeit alle Einzelheiten der Lebensgeschichte Midford's, sowie dessen Pläne für die Zukunft genau kennen lernte, hatte Midford keine Ahnung, woher sein neuer Freund komme und wohin er gehe. Eines Tages richtete er zufällig — denn er war nicht neugierig — einige Fragen über Warden's vergangenes Leben an diesen:

„Woher kommen Sie eigentlich?“ fragte er. „Sie sprechen manchmal wie ein Professor der Philosophie und citiren die Classiker wie ein richtiger Gelehrter. — Wo sind Sie geboren? Welche Schulen haben Sie besucht?“

„Dies und alles Aehnliche hat man niemals wissen können,“ antwortete Warden im gleichgültigsten Tone. „Es giebt unaufgeklärte Geheimnisse in der Natur. — Warum tragen Steuermänner, wenn sie bei glühender Sonnenhitze an's Land gehen, gefütterte zweireihige Sammetwesten, die bis unter das Kinn zugeknöpft sind? — Geheimniß! Man kann es nicht ergründen.“

Midford war nicht begierig, den Schleier über der Vergangenheit seines Freundes und Gönners zu lüften. Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und bemerkte dazu: „Nehmen Sie an, ich habe nichts gesagt;“ und er kam seitdem nicht wieder auf Warden's Lebensgeschichte zurück.

Eines Abends, in den letzten Tagen des Monats August, brachte der Courier einen Brief an Midford, der den Poststempel „Paris“ und viele andere Stempel trug und auf dem die ursprüngliche Adresse „New York“ durchgestrichen und mehrere Male verändert worden war. — Der Brief hatte den Empfänger Monate lang an verschiedenen Orten gesucht, bis er endlich in dessen Hände gelangt war. — Midford erkannte auf dem Couvert die wohlbekannte Handschrift seines Freundes Alexander Edington. Er öffnete den Brief. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Bogen, auf dem nichts weiter als die Worte standen: „Beste Grüße und Glückwünsche! N. E. Paris 26. 5. 6.“ — Dann erblickte Midford einen zweiten Brief, und das Herz schlug ihm gewaltig.

„Ein Brief von Jemima?“ fragte Warden, der, neben Mid-

ford stehend, diesen mit gewohnter wohlwollender und kühler Aufmerksamkeit beobachtet hatte.

Midford machte ein bejahendes Zeichen, worauf Warden sich anscheinend theilnahmslos abwandte, damit der Andere seinen Liebesbrief ungestört lesen könne.

Als die Beiden einige Stunden später wieder in Warden's Hütte zusammentrafen, strahlte Midford's Antlitz vor Freude.

„Sie haben gute Nachrichten empfangen, wie ich sehe,“ sagte Warden.

„Die besten, die ich mir wünschen konnte,“ antwortete Midford.

Er zog Edith's Brief aus der Tasche, und hier und da einige Stellen aus demselben vorlesend, theilte er seinem Freunde den ganzen Inhalt des langen Schreibens mit.

Edith schrieb, sie sei durch Midford's Abreise peinlich überrascht worden und sie habe sich von Herrn Edington Auskunft über dies unerwartete Ereigniß erbeten. Dieser habe es für gut befunden, ihr in Bezug auf Midford's Gefühle für sie Mittheilungen zu machen, über die sie sich zwar augenblicklich nicht weiter äußern dürfe, die sie aber unwillkürlich mit dem, was Midford ihr bei seinem letzten Besuche in Paris gesagt, in Zusammenhang gebracht habe. Sie sei dadurch zu der Ansicht gelangt, daß Midford damals in einem Irrthum über gewisse, sie berührende Verhältnisse befangen gewesen wäre.

„Sie hielten mich für reich,“ fuhr Edith's Brief fort. „Ich bin es nicht; es scheint im Gegentheil, daß wir nahezu ruinirt sind. Meine Mutter hat mir dies kürzlich mitgetheilt, und Herr Edington glaubt, daß diese Nachricht auch für Sie von Interesse sein dürfte. Ich weiß nicht, ob er sich nicht darin irrt; jedenfalls habe ich keine Ursache, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten.“

„Ich muß Ihnen noch etwas Anderes schreiben. Es wird mir schwer, obgleich es sich im Grunde um eine sehr einfache Sache handelt, nämlich darum, Sie von meiner Denkweise über eine gewisse Frage, die von Ihnen berührt worden ist, in Kenntniß zu setzen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie mich nicht mißverstehen werden.“

„Sie sagten mir, ein Mann, der arm sei und keine Aussicht habe, reich zu werden, handle kleinlich, wenn er sich um die Hand eines wohlhabenden Mädchens bewerbe. — Ich denke darüber

anders: ein Mann, der liebt, soll Alles, was die Geliebte ihm bringt, mit in den Kauf nehmen: Reichthum sowohl wie Armuth. Dies findet, nach meiner Ansicht, auch auf die Frau Anwendung: sie soll dem folgen, den sie liebt, wenn er um sie wirbt, unbekümmert darum, ob er reich oder arm ist. — Ein Mädchen, welches zögern würde, einem Ehrenmanne ihre Hand zu reichen, weil er arm ist, während es sich ihm anvertraut haben würde, wenn er Reichthum besäße, — ein solches Mädchen kann nicht gut und kann nicht edel sein.

„Ich habe mir diese Ansichten nicht etwa kürzlich angeeignet, aber ich habe nicht Gelegenheit gefunden, dieselben Ihnen gegenüber früher zu äußern. Der Gedanke, daß mein Schweigen in dieser Beziehung von Ihnen falsch gedeutet werden könne, ist mir peinlich, und aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, nun zu sprechen.

„Herr Edington hat es übernommen, diesen Brief an Sie gelangen zu lassen. Er sagt mir, Sie würden ihn im Monat Juli, möglicherweise sogar noch etwas später empfangen, da er nicht genau wisse, wohin Sie sich von San Francisco gewandt haben. Jedenfalls, so meinte unser gemeinschaftlicher Freund, würde eine Antwort von Ihnen zu Anfang des Winters in Paris sein können. Und wir sind jetzt im Beginn des Sommers! Wie weit Sie gegangen sind, Herr Midford!

„Wir begeben uns während der heißen Jahreszeit nach Trouville oder Biarritz; von Mitte Oktober ab gedenken wir wieder in unserem alten Quartier in Paris zu sein. — Mit aufrichtigen Wünschen für Ihr Wohlergehen verbleibe ich, werther Herr Midford, Ihre ergebene Freundin

Edith Comyn.“

Warden hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und saß eine Weile sinnend da, als Midford aufgehört hatte zu sprechen. Dann sagte er leise: „Mir hat man damals ganz anders geschrieben.“ Darauf rieb er sich schnell und heftig die Stirn, fuhr mit der Hand durch das dichte braune Haar, das er am Nacken glättete, und nachdem er auf diese Weise unnütze Gedanken an vergangene Zeiten gleichsam mechanisch zurückgeschoben hatte, fuhr er fort:

„Sie sind ein Glücksvogel, Thomas Midford! Sie haben die höchste Trumpfkarte in Ihrem Spiel: die Liebe eines guten Mäd-

dens. Wenn Sie die Partie nicht gewinnen, so ist das Ihre Schuld.“

„Was würden Sie auf diesen Brief antworten?“ fragte Midford.

„Sie wissen nicht, was Sie darauf antworten sollen?“ rief Warden verwundert und ungeduldig. „Haben Sie kein Blut in den Adern, Mann? Sind Sie hundert Jahre alt? Soll ich Ihnen sagen, was Sie antworten müssen? — Schreiben Sie!“

Und ohne dem Anderen Zeit zu geben, etwas zu entgegnen, sprach er mit großer Bestimmtheit, als dictire er:

„Meine einzig und über Alles geliebte Femima,“ Ausrufungszeichen; „einzig“ und „über Alles“ unterstrichen. „Sie können zuversichtlich darauf wetten, daß ich — wenn der nächste Dampfer zwischen New York und Liverpool nicht niederbricht oder mit einem Eisberg collidirt, oder sonst auf unvorhergesehene und unberechenbare Weise untergeht, und ich somit unverschuldet daran verhindert werde, so schnell, wie ich es wünsche, in Paris einzutreffen — daß ich acht Tage, nachdem dieser Brief in Ihren Händen ist, an Ihrer Seite sein werde und Sie drei Wochen darauf — es sei denn, daß diese mir als die legal bezeichnete Frist nicht noch abgekürzt werden könne — als mein geliebtes Weib in die Arme schließen zu können hoffe. Ihr dankbarster, Sie treu und ewig liebender Thomas Midford.“ — Außer diesem Brief ein Telegramm folgenden Inhalts: „Tausend Dank! Brief und Absender unterwegs.“ — So, Thomas Midford! Einen anderen und einen besseren Rath kann ich Ihnen nicht geben; und wem ich nicht rathen kann, dem kann ich auch nicht helfen!“

Damit stand Herr Georg Warden auf und begab sich schnurstracks und schnelleren Schrittes als gewöhnlich nach dem Wirthshause, wo er zunächst zwei große Gläser seines Lieblingsgetränkes herunterstürzte und dann so unvernünftig hoch und unerhört glücklich spielte, daß er die Bank sprengte und ein Vermögen mit nach Hause genommen haben würde, wenn er sich nicht bereit gezeigt hätte, einem Jeden, der es von ihm verlangte, unermülich Revanche zu geben. Immerhin waren seine Taschen noch leidlich gefüllt, als er sich nach Tagesanbruch auf den Weg nach seiner Wohnung machte.

Midford erwachte von Warden's schweren Tritten, als dieser

in die Hütte trat, in der die Beiden ihr Lager kameradschaftlich neben einander aufgeschlagen hatten.

„Hier!“ sagte Warden mürrisch, seine Taschen auf den grob gezimmerten Tisch leerend, „hier! das habe ich für Sie gewonnen. Wenn Sie es nicht annehmen wollen, so können Sie es mir später wiederbezahlen. Ich gebrauche es nicht und kann warten, bis es Ihnen paßt, es mir zurückzuerstatten; für mich ist es nirgends besser als in Blyhton-Bar; aber Sie haben Eile und müssen sofort nach Paris abreisen. Schreiben Sie gar nicht; telegraphiren Sie einfach und machen Sie sich morgen auf den Weg. Grüßen Sie Femima von mir und bringen Sie sie auf der Hochzeitsreise hierher. Ich bin begierig, das Wunderding von einem Mädchen zu sehen, das einen armen Mann lieben kann, wenn es die Wahl zwischen einem Duzend reicher Freier hat.“

Midford antwortete unentschlossen: „Es wäre nicht rechtchaffen von mir, wollte ich Sie beim Worte nehmen. Sie sind jetzt aufgeregt; bei kaltem Blute würden Sie vielleicht bereuen, was Sie jetzt so großmüthig thun wollen. — Wir wollen morgen von der Sache sprechen, wenn Sie ruhig sind.“

„Zum Teufel mit Ihrer Rechtchaffenheit und Ihrer Großmuth und Ihrer Ruhe! Nehmen Sie, sage ich Ihnen noch einmal. Lassen Sie das Glück nicht vorbeiziehen!“

„Es geht nicht... nicht so schnell,“ antwortete Midford „Lassen Sie mir Zeit, mich zu besinnen.“

„Nun gut,“ sagte der Andere ärgerlich. „Nehmen Sie sich Zeit, rechtchaffener Mann; schlafen Sie zwei, drei Nächte über die Geschichte; grübeln Sie recht gründlich darüber nach; plaidiren Sie gewissenhaft alle erdenklichen Pro's und alle erfindlichen Contra's, und dann entschließen Sie sich zu spät, etwas zu thun, was sich überhaupt nicht der Mühe verlohnt gethan zu werden. — Herr des Himmels! Der Mann hat die schönsten Trumpfkarten in der Hand und proponirt schüchtern ein elendes „Misere“, anstatt von oben herab ein stolzes „Grand“ zu spielen. — Es ist heller lichter Tag geworden. Sie haben mich über den Schlaf fortgärgert. Ich will arbeiten gehen. Auf Wiedersehen!“

Warden entfernte sich und überließ Midford seinen Gedanken. Die schönen Reden des Goldgräbers hatten nichts genützt, nur hatten sie Midford's Frohsinn und Vertrauen getrübt. Er schlich

wieder wie immer gesenkten Hauptes durch das Lager und sann und spekulierte, bis es ihm ganz wirr im Kopfe wurde. — Warden's Geld wollte er nicht annehmen. „Ich kann es mir nicht schenken lassen,“ argumentirte er; „und ich mag es mir auch nicht borgen.“ Er las Edith's Brief immer und immer wieder durch und fand dort schließlich, was gar nicht darin stand. — War es so sicher, daß sie ihn liebte? Hatte sie nicht einfach geschrieben, um zu sagen, daß sie nicht ein so kleinliches Wesen sei, wie ihr Schweigen sie möglicherweise in seinen Augen dargestellt hatte? Wie würde sie einen Brief von ihm aufnehmen, der von der Voraussetzung ausging, sie habe ihm ihre Liebe erklärt? Konnte er sie dadurch nicht empfindlich verletzen? — Nein, er durfte ihr nicht in dem Sinne schreiben, wie Warden es angerathen hatte. Sie war berechtigt, zu erwarten, daß er, Midford, zuerst um ihre Liebe werbe. — Er arbeitete in seinem Geiste einen langen Brief aus, mit dem er wohl zufrieden war. Er eilte in die Hütte, um ihn niederzuschreiben, aber sobald er die Feder in die Hand genommen hatte, schwanden die schönen Gedanken und die hübschen abgerundeten Redewendungen aus seinem Gedächtniß. Er stockte schon bei der Ueberschrift. Endlich ging es mühsam vorwärts. Vieles, was er zu sagen wünschte, wagte er nicht klar und deutlich auszudrücken. Eine eigenthümliche Schamhaftigkeit verhinderte ihn, seine innigsten Gefühle nackt zu legen. — Es giebt Leute, die kalten Blutes leidenschaftliche Briefe schreiben können; andere, die, tief erregt, bei der mechanischen Arbeit des Schreibens gewissermaßen erkalten und sich in ihren Briefen innerhalb enger, formeller Grenzen bewegen. Die meisten Menschen sind schlechter und kälter als ihre Briefe; einige besser und wärmer. — Midford trat der Angstschweiß auf die Stirn während des Schreibens. Er hätte ausrufen mögen: „Ich liebe dich!“ aber es widerstand seiner ganzen Natur, solche Worte zu Papier zu bringen.

Er begann damit, Edith für ihren Brief zu danken; er wagte es nicht, auch nur anzudeuten, daß er die Aeußerung des jungen Mädchens, sie halte es für verächtlich, die Hand eines armen Freiers auszuschlagen, weil er arm sei, auf sich bezogen habe. Er fürchtete, wenn er dies thäte, Edith's mädchenhafte Scheu, ihre weibliche Würde zu verletzen. Es war seine Pflicht, Edith's Bemerkung, es handele sich nur darum, Midford ihre Denkweise über

eine gewisse Frage mitzutheilen, buchstäblich zu nehmen. Aber er durfte sagen, daß er nun, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Edith nicht reich sei, keinen Grund mehr habe, sich nicht um sie zu bewerben. — An diesem Punkte seines Briefes angelangt, zauderte er lange Zeit. Er wollte Edith in „klaren“ Worten sein Herz und seine Hand anbieten. Er fand diese Worte endlich. Sie lauteten nach mühseliger, langer Arbeit wie folgt:

„Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, Sie zu bitten, Ihr Schicksal an das meinige zu fesseln, nachdem ich Ihnen offen gestanden habe, daß meine Vermögensverhältnisse mich nicht berechtigen, Ihnen die feste Versicherung zu geben, daß Ihr Leben mit mir, vom materiellen Standpunkte aus, ein sorgenfreies und angenehmes sein wird. — Aber ich mag über diese Frage nicht zu viel nachdenken, weil ich fürchte, mir schließlich vielleicht eine verneinende Antwort darauf geben zu müssen, und weil es mein innigster Wunsch ist, dies zu vermeiden. Ich muß wagen, um zu gewinnen; und in der Hoffnung, den höchsten Preis meines Lebens, Sie, zu erringen, wage ich es, zu fragen, ob Sie sich mir anvertrauen wollen. Ich will, wenn Sie dies thun, nur noch eine Aufgabe im Leben haben, die, Sie glücklich zu machen; und wenn Sie mich lieben können, so hoffe ich, daß es mir gelingen wird, diese Aufgabe zu lösen. — Ihre Antwort erbitte ich mir nach New York, da ich in kurzer Zeit von hier abzureisen beabsichtige und noch vor Ende des Jahres in Paris einzutreffen hoffe. Bewahren Sie mir bis dahin ein wohlwollendes Andenken und genehmigen Sie die Versicherung meiner unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit.

Thomas Midford.“

Als Midford den langen Brief corrigirt und mit seiner schönsten Handschrift abgeschrieben hatte, las er ihn wieder durch und war mit seiner Arbeit nicht zufrieden. Es war ein rechtschaffen langweiliger Brief, den er, ohne Edith im mindesten zu compromittiren, an das Rathhaus hätte an schlagen lassen können; aber er fühlte, daß er nichts Anderes, oder wenigstens nichts Besseres, Wärmeres schreiben könne, und resignirt und muthlos trug er den Brief auf die Post, nachdem er ihn in ein zweites Couvert an die Adresse seines Freundes Alexander Edington eingeschlossen hatte.

„Wenn ich einen Brief geschrieben hätte, wie Warden ihn dictirte!“ grübelte er vor sich hin. „Nein! Das konnte ich nicht! —

Ich kann mich nicht anders geben, als ich bin; und Edith muß mich so nehmen oder mich verwerfen!"

Warden, der vor der Post auf einer Bank saß und nachdenklich dicke Rauchwolken in die klare, stille Abendluft hinausblies, klatschte leise Beifall, als er Midford einen Brief in den Kasten werfen sah. Dann machte er seinem Freunde ein Zeichen, ihm zu folgen, erhob sich und entfernte sich langsamen Schrittes von der Schenke.

„Wie haben Sie geschrieben?“ fragte er Midford, als die Beiden weit genug gegangen waren, um unbeobachtet mit einander sprechen zu können.

Midford gab bereitwillig Antwort; aber während des Sprechens dämpfte er den schon so matten Ton seines Briefes noch mehr ab.

Warden seufzte und blieb stehen und musterte seinen Begleiter aufmerksam von Kopf bis zu Füßen, gleichsam als sähe er ihn zum ersten Male; dann sagte er: „Sie können nichts dafür, daß Sie braune Augen haben; und es ist auch nicht Ihre Schuld, daß Sie über alles Wiegen und Wägen nie etwas Ordentliches wagen und deshalb auch nie einen großen Preis erringen werden. Man muß Sie nehmen, wie Sie nun einmal sind.“

„Das habe ich mir soeben auch gesagt,“ entgegnete Midford lebhaft; „und ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ist es nicht besser, das junge Mädchen lernt heute die Wahrheit kennen, als daß ich ihr durch mein Schweigen das Recht gebe, mir später vorzuwerfen, sie getäuscht zu haben?“

„Ja, ja; Sie haben ganz Recht! Gott bewahre mich davor, mit einem Manne wie Sie discutiren zu wollen.“

Warden ging eine Weile schweigend neben Midford her; dann wandte er sich wieder zu seinem Gefährten:

„Die Krankheit, an der Sie leiden, scheint eine ansteckende zu sein, denn ich bemerke, daß ich in Ihrer Gesellschaft ebenfalls zum Grübler werde. Ich dachte soeben darüber nach, weshalb ich mich eigentlich für Sie interessire, und habe nun die Erklärung dafür gefunden. Dieselbe ist nicht gerade schmeichelhaft für Sie; aber ich will sie Ihnen nicht vorenthalten: Ich sorge um Sie, weil ich nicht das geringste Vergnügen daran finde, mich um mich selbst zu bekümmern, und weil ich, wie ich nun einmal bin, für irgend etwas oder irgend Jemand sorgen muß. — Wissen Sie, wann ein Mensch

alt ist? — Wenn sein eigenes Schicksal ihn nicht mehr rührt, und wenn der Gedanke an die Vergangenheit ihn gleichgültig für sich läßt und weich für Andere macht. — Ich bin ein alter Mann.“

„Sie?“ fragte Midford verwundert.

„Ja; wenigstens nach den soeben angeführten Symptomen zu urtheilen. — Sie sind noch blutjung, Thomas Midford. Wenn Sie jemals alt werden sollten, so werden Sie dann einsehen, daß all' Ihr Grübeln, Ihre Rechtschaffenheit nichts weiter war als jugendlicher Egoismus. Wäre es Ihnen möglich, sich um Ihr liebes Selbst etwas weniger zu bekümmern, so würden Sie heute daran gedacht haben, was Sie dem Mädchen in Paris schuldig sind; aber im Grunde haben Sie sich nur überlegt, was Ihnen möglicherweise für Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten, wenn Sie etwas dreist austräten. — Sie haben viel größere Furcht vor Vorwürfen, die Femima Ihnen eines Tages machen könnte, als davor, daß diese durch Sie unglücklich werde. Es thut mir leid, Thomas Midford, Ihnen vielleicht einige Illusionen zu rauben; aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie vor lauter Mengstlichkeit und Rechtschaffenheit kleinmüthiger und selbstsüchtiger sind, als Sie sich einbilden und als ich es geglaubt hätte.“

Das war Wasser auf Midford's Mühle. Er wies den Vorwurf nicht zurück, rieb sich die Stirn und sagte:

„Sie haben wahrscheinlich Recht. Ich bin ein recht unnützes, schwaches Geschöpf. Ich habe nie etwas Ordentliches geleistet und weiß, daß ich nie etwas Großes vollbringen werde. . . Darum muß es auch mein Streben sein, Anderen wenigstens nicht zu schaden.“

Er sprach mit solcher Resignation, daß Warden gern zurückgenommen hätte, was er gesagt hatte. Er wollte Midford auf weniger trostlose Gedanken bringen. „Machen Sie sich deswegen nur nicht noch neue Sorgen,“ sagte er. „Man ist nun einmal, was man gerade ist. Sie haben braune Augen und ein sorgendes Gemüth. Sie können sich ebenso wenig blaue Augen wie ein leichtes Herz geben. — Heute sorgen Sie nur für sich — weil Sie eben jung sind. In einigen Jahren werden Sie für Andere sorgen. Sorgen ist leben.“

„Ein alter Freund von mir sagte, ein sorgenvolles Leben sei erträglicher als ein leeres,“ schaltete Midford ein.

„Ihr alter Freund hatte Recht. Wenn Sie ihm schreiben, so grüßen Sie ihn von Georg Warden.“

„Er ist längst gestorben.“

„Das wird mir auch eines Tages passiren. Einstweilen will ich fortfahren, mein Leben in Blighton-Bar mit Trinken und Spielen todzuschlagen; und was ich außerdem und trotzdem an Sorge noch erübrigen kann, das will ich Ihnen, Thomas Midford, schenken.“

Er schwieg eine lange Weile, und dann sagte er: „Thun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie das Geld, das ich Ihnen heute früh angeboten habe.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Midford gerührt; „aber seien Sie consequent und nehmen Sie mich, wie ich bin. Lassen Sie mir Zeit, mir die Sache zu überlegen.“

Warden zuckte die Achseln, aber gab weiter kein Zeichen von Ungebuld. Er schlug die kurze Holzpfefse, die er ausgeraucht hatte, an seinem Stiefelhacken leer und sagte:

„Wie Sie wollen, Hans, der Träumer!“

„Das war vor Jahren schon mein Beiname. Wie kommen Sie darauf, ihn mir zu geben?“

„Weil Sie ihn verdienen, junger Mann.“

Während der nächsten Tage beschäftigte sich Midford beinahe ausschließlich damit, seine Geldangelegenheiten zu reguliren. Es hatte sich herausgestellt, daß das von ihm unter Warden's Protection gegründete Bankiergeschäft mit der Zeit einen gewissen, sicheren Verdienst abzuwerfen versprach. Midford's Hauptgläubiger wohnte in New York. Er schrieb diesem und ersuchte ihn, einen zuverlässigen und tüchtigen jungen Mann nach Blighton-Bar zu senden, der ihn, Midford, während einer längeren Abwesenheit vertreten könnte. — Der Gläubiger, Herr Simmons, war gern bereit, Midford behülflich zu sein, sich seiner Verpflichtungen ihm gegenüber zu entledigen, und sandte Herrn James Cope, der sich in New York im Comptoir des Herrn Simmons als intelligent und ehrlich bewährt hatte, nach Blighton-Bar, um dort interimistisch das Midford'sche Geschäft zu verwalten. — Herr Cope stellte sich in den ersten Tagen des Monats October seinem neuen Principal, Herrn Midford, vor und wurde durch diesen mit Georg Warden bekannt gemacht, der selbstverständlich vorher consultirt worden war und

versprochen hatte, auch dem Stellvertreter Midford's seinen bewährten Schutz angebeihen zu lassen. Cope wurde darauf von Midford und Warden instruiert und von diesen mit den Klienten des Geschäftes bekannt gemacht; und erst nachdem dies Alles sorgfältig und wennschon mit Eifer so doch ohne Uebereilung geordnet war, volle sechs Wochen nach dem Empfange des Briefes von Edith Comyn, war Midford bereit, seinen Plan, nach Paris zurückzukehren, endlich auszuführen.

Als er in dem alten grauen Reiseanzuge, in dem er in Blighton-Bar angekommen war, vor Warden stand, um von ihm Abschied zu nehmen, war dieser sichtlich bewegt.

„Wir sind zwar nur drei Monate zusammen gewesen,“ sagte er, „aber ich habe mehr von Ihnen gesehen, als man in einer großen Stadt in drei Jahren von seinen besten Freunden zu sehen pflegt, und Sie werden mir fehlen. Ich werde mich ganz einsam fühlen, wenn Sie gegangen sind. Bewahren Sie mir ein gutes Andenken und lassen Sie sich gelegentlich einmal wieder hier sehen. Wenn es Ihnen dann gut geht, so will ich mich mit Ihnen freuen; und sollte Ihre Angelegenheit nicht nach Wunsch in Ordnung gekommen sein, so sollen Sie in Ihrem Verdruß einen Kameraden in mir finden. Kergern Sie sich nicht zu sehr, wenn es Ihnen schlecht ergehen sollte: nach zehn Jahren kommt es nämlich ziemlich auf Eins heraus, wie sich die Sachen seiner Zeit arrangirt haben; also ist es vernünftig, sie immer gleich zu Anfang ruhig zu nehmen.“

Er sah sich in der Hütte um. „Ich möchte Ihnen gern etwas zum Andenken mitgeben,“ sagte er, „nur finde ich nichts, was Sie gebrauchen könnten oder was Ihnen Vergnügen machen würde. — Mit diesen Schmucksäckelchen“ — er wies auf seinen Revolver und auf sein Messer — „würden Sie in Paris keinen Staat machen. Aber ich will wenigstens etwas thun, um Ihnen noch zu guter Letzt zu beweisen, daß ich darauf rechne, auch ohne Mahnung von mir, nicht von Ihnen vergessen zu werden.“

Er nahm ein beschriebenes Stück Papier aus der großen Brieftasche, die er bei sich zu tragen pflegte, und zerriß es in viele kleine Stücke.

„Das ist Ihr Schuldschein,“ sagte er vergnüglich lächelnd. „Es hat Mühe gekostet, Ihnen das Geld aufzubringen, und Sie

haben sich Mühe gegeben, das mustergültige Dokument, in dem Sie sich als mein Schuldner bekannten, aufzusetzen. Da fliegt Mühe und Arbeit und Dokument!"

Er warf die Stückchen Papier in die Luft und sah sie hin und her flattern und dann auf den Boden fallen. „Da sehen Sie, wozu das Sorgen nützt. Nun sind Sie mein Schuldner „auf Wort“. So habe ich doch meinen Willen gehabt; das freut mich!"

Midford blickte ihn bestürzt an. In dem Augenblick kam der Kellner aus der nahen Schenke herbeigeeilt und berichtete, die Post werde sofort abfahren; der Kutscher habe bereits den linken Handschuh angezogen. Midford konnte keine Minute verlieren, wenn er nicht in Brighton-Bar zurückgelassen werden wollte. Er drückte seinem Freunde stumm die Hand und eilte davon. Aber der große, starke Warden warf sich auf sein Lager, den Kopf gegen die Wand gedreht, und als er den Kutscher mit der Peitsche knallen hörte, da hielt er sich die Ohren zu und stöhnte laut.

* * *

Die elegante Pariser Welt war noch nicht vollzählig nach der Hauptstadt zurückgekehrt; aber einige Salons, der fremden Colonie namentlich, hatten ihre Thüren bereits wieder geöffnet, und alte Bekannte, die sich während des Sommers nicht gesehen hatten, trafen dort zusammen, begrüßten sich freudig nach der langen Trennung und erzählten sich gegenseitig, was sie in den Bädern und auf dem Lande erlebt hatten. Alle schienen erfreut, daß die „Ferien“ endlich vorüber seien und daß der Winter mit seinen ermüdenden Vergnügungen nun wieder vor der Thür stehe. — Es war in den ersten Tagen des Monats November.

Frau Comyn und ihre Tochter befanden sich bereits in Paris. Sie hatten einen Theil des Sommers in Trouville zugebracht und sich dort in Gesellschaft des Herrn Alexander Edington gut amüßert. Ihr liebenswürdiger Landsmann hatte täglich mit ihnen gespeist, lange Spaziergänge in Gesellschaft von Mutter und Tochter gemacht und sich nicht selten Stunden lang mit Edith unterhalten. Die weltkluge Frau Comyn glaubte zu ahnen, was die jungen Leute sich zu erzählen wünschten, und hatte es ihnen nicht erschwert, sich allein zu sehen. Eines Tages, gegen Ende des Monats September, war Edington durch eine Depesche nach Paris

gerufen worden, und von dort hatte er Frau Comyn geschrieben, wichtige Geschäfte nöthigten ihn, unverzüglich nach New York abzureisen; er halte sich dem freundlichen Andenken der beiden Damen ehrerbietigst empfohlen und hoffe, sie zu Anfang des Monats November in Paris wiederzusehen.

Der Brief war Frau Comyn höchst ungelegen gekommen, denn sie hatte mit Bestimmtheit gehofft, Herr Edington werde sich noch vor ihrer Rückkehr nach Paris „erklären“; aber sie war eine Frau, die gute Miene zu bösem Spiel zu machen, die sich in das Unvermeidliche zu schicken wußte, und als sie ihrer Tochter den Brief aus Paris gezeigt, hatte sie sich begnügt, dazu zu sagen: „Es ist schade, daß wir für den Rest der Badesaison auf uns selbst angewiesen sein werden.“

Edith hatte gleichgültig geantwortet: „Ja, es ist schade;“ aber Trouville schien für sie seinen Reiz verloren zu haben, und als Frau Comyn sie bald darauf gefragt, ob sie geneigt sei, nach Paris zurückzukehren, hatte sie ohne Bedenken „ja“ geantwortet. — Seit vierzehn Tagen wohnten Mutter und Tochter nun wieder in dem kleinen Hotel in den Champs Elysees. Dort empfing eine jede von ihnen eines Morgens Nachrichten aus New York von Alexander Edington. Der Brief an Frau Comyn berichtete einfach, daß der Schreiber seine Geschäfte in New York glücklich beendet habe und Amerika in acht Tagen zu verlassen gedenke.

„Ich hoffe Sie demnach bald in Paris zu sehen,“ schloß der Brief, „und wünsche nur, dort mit dem Wohlwollen von Ihnen empfangen zu werden, welches Sie mir während unseres gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Trouville erwieien haben. Es wird stets mein eifrigstes Bestreben sein, Ihrer Freundschaft würdig zu bleiben.“

Frau Comyn lächelte vergnüglich, als sie diesen Brief gelesen hatte. Junge Amerikaner sind im Allgemeinen wenig verschwenderisch mit ihrer Prosa, besonders älteren Damen gegenüber; und Frau Comyn sagte sich, daß, wenn Herr Edington ihr so höflich schreibe, dies seinen Grund darin haben werde, daß er noch etwas von ihr erwarte. Was dieses „Etwas“ war, darüber hegte Frau Comyn keinen Zweifel.

Der Brief an Edith lautete wie folgt:

„Mein liebes Fräulein Comyn!

„Ihre Frau Mutter, der ich soeben geschrieben habe, wird Ihnen wohl sagen, daß ich acht Tage nach diesem Briefe in Paris zu sein hoffe. — Ihnen theile ich, unserer Verabredung gemäß, mit, was ich hier über unseren Freund Thomas Midford in Erfahrung gebracht habe. — Er ist nur wenige Tage in New York geblieben und hat sich sodann nach Californien begeben. Dort scheint er einige Wochen in San Francisco und später in Sacramento gelebt zu haben. Etwas Bestimmtes konnte man mir darüber nicht sagen, da Midford meinen Freunden überhaupt nur einen einzigen Brief geschrieben hat, und zwar im Monat Juli, um sie zu benachrichtigen, er habe sich in Blighton-Bar, Californien, etablirt. Ihr Brief ist sicherlich in seine Hände gelangt, denn der Chef unseres Hauses in New York sagte mir, er erinnere sich, einen Brief von mir an Thomas Midford gegen Mitte Juni an unsere Agenten in San Francisco gesandt und diesen später aufgetragen zu haben, den Brief nach Blighton-Bar weiterzubefördern. — Wenn mich meine Berechnungen nicht täuschen, so können Sie Midford's Antwort bereits empfangen haben.

„Ueber das Befinden und den Gemüthszustand unseres Freundes habe ich nichts von Interesse in Erfahrung bringen können. Der Chef unseres hiesigen Hauses sagte mir, Midford habe ihn eines Tages besucht und sei eine gute halbe Stunde bei ihm geblieben; aber er habe während dieser Zeit nichts gethan, als in den Zeitungen geblättert, und erst beim Fortgehen habe er ganz beiläufig geäußert, er begebe sich nach San Francisco, werde von dort schreiben und seine neue Adresse aufgeben. Er hat sechs Wochen gewartet, um dies zu thun. Er scheint demnach kaum darauf gerechnet zu haben, daß ihm von Paris aus noch geschrieben werde; jedenfalls hat er keine Ungeduld an den Tag gelegt, Briefe von dort zu empfangen. Ich könnte ihm fast zürnen, wenn ich sehe, wie ruhig er sich in sein Schicksal ergeben hat.

„Ich habe oft an unseren Aufenthalt in Trouville zurückgedacht. Die Tage, die ich dort mit Ihnen verlebt habe, sind die schönsten meines Lebens gewesen, und ich kann sie niemals vergessen.

Ihr treuer und ergebener Freund

Alexander Edington.“

Edith hatte von dem ersten Theile dieses Briefes mit großer Ruhe Kenntniß genommen; aber das Blut stieg ihr in die Wangen, als sie die letzten Zeilen las. Sie ging auf ihr Zimmer und wägte jedes Wort des kurzen Abschnittes. Der Rest des Briefes schien sie nicht zu interessiren, nur der eine Passus beschäftigte sie ebenfalls, derjenige, in dem Edington, seinen Freund gewissermaßen anklagend, schrieb, Midford scheine keine Nachrichten aus Paris erwartet und sich mit vollkommener Resignation in sein Schicksal ergeben zu haben.

Seit einigen Wochen war Edith der Gedanke an den Brief, den sie Thomas Midford geschrieben hatte, ein peinlicher geworden; aber sie hatte bisher noch nicht gewagt, sich dies zu bekennen. Nun gestand sie sich ganz offen, daß sie bereue, den Brief geschrieben zu haben; und sie zürnte Edington, der sie veranlaßt hatte, dies zu thun. Wie eine angenehme Hoffnung dämmerte der Gedanke in ihr auf, das Schriftstück könne verloren gegangen sein. Wie war es sonst zu erklären, daß Midford noch nicht geantwortet hatte? Aber dann dachte sie plötzlich an seine Abreise von Paris: er war gegangen, ohne Abschied zu nehmen, und Alexander Edington hatte ihr damals gesagt, Midford pflege nach gewissen Principien zu handeln, die er zu seinem Privatgebrauch erfinde; man dürfe sich über das, was er thue oder unterlasse, nicht wundern. — Midford's Bild trat vor ihre Seele. Wie verändert es war! Was hatte ihr an dem unscheinbaren, stillen Manne gefallen können? Ihre Mutter hatte klare Augen gehabt; sie hatte ihn gesehen, wie er in der That war: linksch, scheu, absonderlich und . . . langweilig. — Sie dachte an die beiden letzten Unterredungen zurück, die sie mit ihm gehabt. Er hatte eine philosophische Abhandlung über erlaubtes und unerlaubtes Werben gehalten. Er war ohne Zweifel ein guter, rechtlichaffener Mensch. Sie wünschte ihm alles Gute. Aber hatte sie ihn jemals lieben können? Sie wollte zu dem Manne ihrer Wahl hin aufblicken; er sollte ihr eine Stütze sein. — Midford? — Sie fühlte sich stärker als er. Wenn sie Beide von einem Unglück betroffen worden wären, so wäre es ihre Aufgabe gewesen, ihn zu trösten, ihm eine Stütze zu sein. — Sie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wolle sie ein lästiges Bild verschrecken, und eine andere Gestalt erschien plötzlich vor ihrem Geiste: ein Mann, jung, stark, entschlossen, kein Träumer, ein

Mann der schnellen That. — „Die Frau, die sich auf Alexander Edington's Arm lehnen darf, kann ruhig und sicher durch's Leben gehen.“ — Sie seufzte, aber sie war nicht traurig. Einen Augenblick kam ihr ein Gedanke der Neue über ihren Wankelmuth. — War es nicht schlecht und falsch, daß sie nun bereit war, ihr Herz demjenigen zu schenken, den sie zuerst als Midford's Freund liebgewonnen hatte? Aber ihr Verstand nur erhob diese Frage; ihr Herz kümmerte sich nicht darum. Sie hatte sich geirrt, als sie gewähnt, Midford zu lieben. Weshalb sollte sie freiwillig für diesen Irrthum büßen, ihm ihr Glück opfern? Ihr Glück stand ihr höher als alles Andere. — Was ging Midford's Schicksal sie an? Sie fühlte sich frei, einen Anderen zu lieben; sie wußte noch nicht, ob sie einen Anderen lieben würde, und der Augenblick war noch nicht gekommen, diesen Gedanken zu ergründen; aber Eins wollte und durfte sie sich ganz klar machen: Midford, den Träumer liebte sie nicht mehr!

Sie ging während des ganzen Tages in sich gefehrt umher. Am Abend begab sie sich mit ihrer Mutter in eine Gesellschaft, in der sie zahlreiche Bekannte antraf, darunter einen jungen, wohlhabenden Franzosen, der sich im vergangenen Winter um ihre Gunst beworben und sich seitdem, nachdem er bemerkt, daß sein Bewerben erfolglos sei, von ihr zurückgezogen hatte. Etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen schien ihn an jenem Abend wieder zu ihr zu ziehen. Er näherte sich der jungen Amerikanerin und sagte ihr etwas Schmeichelhaftes über ihre Schönheit: „Sie sehen heute Abend wie verklärt aus.“

Er wartete darauf etwas schüchtern, welchen Eindruck die „Verklärung“ auf Edith machen werde, denn wohlerzogene junge Leute wagen nur selten, Frauen so stark zu schmeicheln, wie die meisten von ihnen es vertragen können; aber die „Belle“ lächelte freundlich und sah den Sprecher so aufmunternd an, daß plötzlich wieder die alten Hoffnungen in der Brust des verliebten jungen Mannes erwachten. Er sprach mit großem Eifer und verwickelte sich, da Edith nicht antwortete, in schöne und schwer verständliche, sehr lange Phrasen, bis er plötzlich zu seiner tiefsten Beschämung bemerkte, daß Edith, „verklärter“ lächelnd als je, ihm gar nicht zuhörte. Er entfernte sich darauf sehr übler Laune; aber Edith sandte ihm einen so freundlichen Gruß nach, daß er sich fragte, ob es mit

dem Verstande des jungen Mädchens wohl auch seine ganze Nichtigkeit habe.

Frau Comyn und ihre Tochter zogen sich früh zurück. Edith's Kammermädchen, eine gesprächige Französin, war ihrer Herrin beim Auskleiden behülflich. Als sie ihr das weiche, lange Haar gelöst hatte und dies nun wie ein goldiges Netz über die weißen, jungen Schultern fiel, trat die Dienerin einen Schritt zurück und sagte:

„Niemand außer mir ahnt, wie schön das gnädige Fräulein ist.“

Edith erröthete bis zur Stirn.

Die nächsten Tage vergingen. — Kein Brief von Midford. — Und eines Nachmittages, unerwartet, früher, als Edith es zu hoffen gewagt hatte, ließ Alexander Edington sich bei ihr anmelden. Frau Comyn war ausgegangen; Edith befand sich allein im Salon. Sie blieb wie angewurzelt auf einem Sessel sitzen; das Buch, in dem sie gelesen hatte, entfiel ihren Händen, und sprachlos, mit freudigem Erstaunen, aber ängstlich zugleich blickte sie auf den Eintretenden. — Alexander näherte sich ihr schnellen Schrittes. — Die zwölfstägige Fahrt auf dem Ocean hatte sein Antlitz gebräunt, und hell und entschlossen leuchteten ihr seine klaren Augen entgegen; sobald er jedoch Edith's Befangenheit erkannt hatte, wurde auch er verlegen, und zögernd streckte er ihr die Rechte entgegen. Sie reichte ihm die Hand, die er kaum zu drücken wagte und gleich wieder frei ließ. Dann setzte er sich nieder. — Nach einer kurzen Pause brach Edith das Schweigen; sie fragte, wie die Reise von New York nach Europa verlaufen sei. — Edington antwortete darauf mit ungewohnter Redseligkeit. Er erzählte von dem Wetter unterwegs, von der Gesellschaft und der Verpflegung an Bord des Schiffes, von lauter Dingen, die ihn nicht im mindesten kümmerten und von denen er wußte, daß sie auch Edith vollkommen gleichgültig seien. Von Midford sprach er nicht. — Als er mit seiner weitschweifigen Berichterstattung über die Reise endlich fertig war, stockte er, und dann, nach einer verlegenen Pause, fragte er in ganz verändertem Tone, langsam und schüchtern, ob Edith seinen Brief aus New York empfangen habe.

Sie nickte bejahend.

„Und hat Midford Ihnen geschrieben?“

„Nein.“

„Das ist höchst sonderbar.“

Edith wiederholte diese Worte. — „Vielleicht hat er meinen Brief gar nicht empfangen,“ setzte sie nachdenklich hinzu.

Diesmal wiederholte Edington die letzten Worte Edith's. — Die beiden jungen Leute, die sich in Trouville immer so viel zu sagen gehabt hatten, schienen plötzlich außerordentlich wortarm geworden zu sein.

„Ich hoffe, er hat ihn nicht empfangen,“ sagte Edith. Sie sprach diese wenigen Worte laut und schnell. Edington entgegnete darauf leise:

„Weshalb hoffen Sie das, Fräulein Comyn?“

Das junge Mädchen wurde plötzlich roth: „Weil ich mich schäme, den Brief geschrieben zu haben,“ antwortete sie leidenschaftlich; „und weil ich Ihnen böse bin, Herr Edington, mich veranlaßt zu haben, ihn zu schreiben. — Sie haben sich bei der Beurtheilung des Herrn Midford durch Ihre Freundschaft für ihn beeinflussen lassen. Sie haben mir seitdem selbst geschrieben, daß er sich ruhig in sein Schicksal ergeben, daß er gar nicht erwartet habe, Briefe aus Paris zu empfangen. — Und ist es unter diesen Umständen nicht geradezu beschämend für mich, daß ich... daß ich...“

Sie konnte nicht weiter sprechen und wandte sich mit einer ungeduldrigen Bewegung von Edington ab. — Dieser beobachtete sie von der Seite und sah, wie sich ihre rechte Hand hob und daß sie sich mit dem Tuche, das sie darin hielt, die Augen bedeckte. — Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich seiner. Er erhob sich leise und trat vor Edith hin. Er zog ihr die Hand von dem Gesicht fort, und als sie ihm mit thränenden Augen einen kurzen, vorwurfsvollen Blick zuwarf, sagte er lebend:

„Fräulein Comyn... zürnen Sie mir nicht!“

Aber nun brachen ihre Thränen hervor und sie begann wirklich zu weinen. Er hielt ihre Hand noch immer fest. Sie hatte den Kopf geneigt und schluchzte leise. Sie gehörte zu den seltenen Personen, die durch Thränen nicht entstellt werden. Sie sah unendlich rührend in ihrem Schmerze aus. Es zog ihn zu ihr hinab mit unwiderstehlicher Gewalt. Sein Mund näherte sich dem schönen Kopfe, und plötzlich ruhten seine Lippen auf ihrer heißen Stirn. — Sie bog sich erschrocken zurück. — Ihr Mund war in der

unmittelbaren Nähe seines Mundes, und er küßte sie. — Roth und jäh stieg ihr das Blut in das Gesicht; aber sie wehrte ihn nicht ab, und ihre Arme legten sich weich auf seine Schultern.

„Meine einzig geliebte Edith,“ flüsterte er. — Da wurde die große Hausthür unten schwer in's Schloß geschlagen, so daß die Krystalle des Kronleuchters zitternd erklangen.

„Meine Mutter,“ sagte Edith leise.

Er trat einen Schritt zurück und blickte erwartungsvoll nach der Thür; aber diese öffnete sich nicht. Er lauschte noch eine halbe Minute, und als Alles still blieb, sagte er halblaut: „Ich werde heute Abend wiederkommen. Auf Wiedersehen, Edith... meine geliebte Edith!“

Er wollte sie noch einmal umarmen, aber sie wandte ihr glühendes Antlitz von ihm ab und reichte ihm die Hand. Er küßte diese ehrerbietig und entfernte sich schnell.

Sie trat an das Fenster und sah ihn das Haus verlassen und die Champs Elysees hinuntereilen. Sie blickte ihm mit freudigem Stolze nach. Sie erinnerte sich, Midford beobachtet zu haben, als dieser nach der letzten Unterredung mit ihr aus dem Hause fortging. — Alexander ging elastischen, leichten Schrittes. — Ja, so mußte ein Mann einherschreiten, der einen großen Preis errungen hatte! — Gottlob! daß sie von Midford befreit war. — Alexander hatte sie nicht mit philosophischen Abhandlungen gequält. Er hatte sie geküßt und sie sein eigen gemacht. Das war Liebe! — Sie fühlte den Kuß noch; er brannte ihr auf dem Munde, und sie bewegte die Lippen, als wolle sie ihn zurückgeben.

Sie stand noch lange am Fenster. Auf der Straße wurden die Laternen angezündet. Ein Diener trat in das Zimmer und brachte eine brennende Lampe herein. Da erst erwachte sie aus ihren süßen Träumereien. Sie seufzte leise und ging auf ihr Zimmer, um sich für das Diner umzukleiden. — Nun also war ihr Leben entschieden; nun hatte sie ihre Wahl getroffen! Wie schön war Alles!

Die Gedanken, die sich in dem Kopfe des davoneilenden Alexander Edington kreuzten, waren nicht so rein glücklicher Natur. Eine unbeschreibliche, nie gefühlte Wonne wärmte ihm das Herz; aber undeutlich, kaum vernehmbar und doch peinigend vernahm er wie aus weiter Ferne eine anklagende Stimme. Sie wurde lauter,

deutlicher, und plötzlich sagte sie ihm klar vernehmbar: „Du hast deinen Freund verrathen.“ — „Unsinn!“ antwortete er laut. — Aber die vorwurfsvolle Stimme schwieg nicht: „Alexander Edington, du hast deinen besten Freund verrathen. Er würde anders, treuer an dir gehandelt haben, als du an ihm gehandelt hast.“

* * *

Frau Comyn hatte mit Freudenthränen und Herzklopfen ihre Einwilligung zu der Verlobung ihrer Tochter mit Herrn Edington gegeben. Das längst gewünschte und erwartete Ereigniß war gerade noch zur rechten Zeit eingetroffen. In wenigen Monaten wäre die verwöhnte und verschwenderische Frau gezwungen gewesen, aus Mangel an Geldmitteln ihren Hausstand in Frankreich aufzulösen und sich nach Amerika zu ihren Verwandten zurückzuziehen. Sie sah noch nicht klar, wie sie diese Unannehmlichkeit von sich abwenden könnte, denn sie selbst wurde durch die Verheirathung ihrer Tochter nicht reicher, als sie war, aber sie hoffte nun doch wieder, in dem schönen Paris bleiben zu können. — Sie hatte Herrn Edington offen gesagt, daß sie ihrer Tochter nur eine ganz einfache Ausstattung mitgeben könne, und Alexander hatte diese Mittheilung mit vollkommener Gleichgültigkeit vernommen. „Davon wollen wir gar nicht sprechen,“ hatte er gesagt. — Die Amerikaner legen großen Werth auf Geld, aber man findet viele unter ihnen, die sich ihr Vermögen lieber selbst verdienen, als daß sie es sich von ihrer Frau schenken lassen, die für Aufwand willig hohe Preise zahlen und denen eine schöne Frau, auf die sie stolz sein können, als ein höchst wünschenswerther, wennschon entsprechend kostspieliger Luxusartikel erscheint.

Das Brautpaar schien glücklich. Alexander aß täglich bei seiner zukünftigen Schwiegermutter und verbrachte jeden Abend in Gesellschaft seiner Braut. Frau Comyn incommodirte die junger Leute äußerst wenig, und sie konnten sich gegenseitig Alles sagen, was sie auf dem Herzen hatten. Sie waren immer gern allein, denn sie hatten sich viel zu erzählen; aber sie waren nicht ganz zufrieden mit einander, und mehrere Male verließ Alexander seine Braut in trüber Stimmung, während diese sich mißmuthig auf ihr Zimmer zurückzog. — Die Ursache der periodisch wiederkehrenden Verstimmung zwischen den Beiden war Thomas Mid-

ford. — Edington hatte nicht unterlassen können, von ihm zu sprechen und anzudeuten, daß er sich vorwerfe, seinen Freund nicht allzu gut behandelt zu haben. Dies hatte Edith sehr übel genommen, und seit jenem Tage war sie es, die das Gespräch immer wieder auf den Abweisenden lenkte.

„Sie sehen heute wieder verstimmt aus,“ sagte sie zu Edington.

„Ich bin es nicht, liebes Kind. Ich habe viel zu thun gehabt und fühle mich etwas abgespannt. Das ist Alles.“

„Ich bin sicher, Sie haben wieder an Ihren Freund gedacht.“

„In der That, Sie irren sich.“

„Sie denken mehr an ihn als an mich.“

„Das thue ich nicht, liebe Edith.“

„Es wäre auch sehr unrecht von Ihnen. — Ich will Ihnen Alles, Midford soll Ihnen nichts sein.“

„Er war mein Freund. Ich möchte, ich dürfte ihn noch so nennen.“

„Sehen Sie! Ich habe Recht: Sie bereuen, was Sie gethan haben.“

Und nun kamen Thränen und Vorwürfe. Alexander seufzte dazu. Er tröstete seine Braut und er tröstete sich selbst schließlich immer mit dem Gedanken, daß sein Verhältniß zu Midford in wenigen Wochen vollständig aufgeklärt sein werde. Er hatte diesem nach Blighton-Bar geschrieben und ihm seine Verlobung angezeigt.

„Wenn ich mich einmal mit ihm ausgesprochen habe, so ist die Sache fertig,“ sagte er. „Ich kenne mich: ich ärgere mich über einen Verlust nur so lange, bis ich ihn bezahlt habe. — Jetzt betrachte ich Midford noch wie einen unbezahlten Gläubiger. Habe ich meine Rechnung mit ihm in Ordnung gebracht, so soll mich der Gedanke an ihn nicht mehr stören. Also Geduld! Die Hauptsache ist, daß wir uns lieben.“

Die jungen Leute verjöhnten sich dann in der Regel wieder, ohne sich eigentlich gezannt zu haben; aber eine gewisse Verstimmung blieb bei Beiden zurück. Edith fing an, eine stark ausgesprochene Abneigung gegen Midford, den Störer ihres Glücks, zu fassen; Edington fühlte sich zwar in seiner Eitelkeit geschmeichelt, so eifersüchtig von dem Mädchen seiner Wahl geliebt zu werden; auf der anderen Seite erschien ihm Edith's Benehmen kleinlich, ungerecht, weibisch. Als er eines Tages, in „Hamlet“ blätternnd,

an die Stelle kam: „Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!“ legte er das Buch nachdenklich bei Seite, strich sich den Bart und sagte: „Ja, das ist richtig!“ — Aber er liebte Edith, und niemals kam ihm auch nur in einem Augenblick der Gedanke, auf sie zu verzichten. Er sagte nur: „Es ist schade, daß Midford gerade seine Augen auf Edith geworfen hat. — Die Beiden passen übrigens gar nicht zu einander. Sie wären unglücklich geworden, wenn sie sich geheirathet hätten.“

Er konnte sich logisch beweisen, daß er Midford gewissermaßen einen Dienst geleistet habe, indem er dessen Platz neben Edith eingenommen hatte; aber in seinem Herzen wollte die unbequeme Stimme des Vorwurfs doch nicht verstummen: „Alexander Edington, du hast deinen besten Freund verrathen!“

Edith kamen ähnliche Gedanken niemals. Thomas Midford ging sie nichts mehr an. Sie würde seinem Andenken keine Thräne geweiht haben, hätte man ihr die Nachricht von seinem Tode gebracht. Für sie war er gestorben. Es kränkte sie, daß er für Alexander noch lebte und daß sein Schatten sich oft zwischen ihn und sie schob.

Eines Tages erschien Edington zu früherer Stunde als gewöhnlich bei seiner Braut. Sobald er sie begrüßt hatte, überreichte er ihr einen Brief. Es war derselbe, den Midford mit so großer Sorgfalt geschrieben und auf den er sich Antwort nach New York erbeten hatte. Der an Edington adressirte Brief war bald nach dessen Abreise in Paris angekommen, war ihm nach New York nachgesandt worden, hatte ihn auch dort verfehlt und kehrte nun, nach wochenlangem Umherirren auf dem Meere, nach seinem ursprünglichen Bestimmungsort, Paris, zurück.

Edith öffnete den Brief ohne jede Bewegung und las ihn ruhig von Anfang bis zu Ende durch. Dann, mit einem Lächeln, das Edington häßlich fand, reichte sie den Brief ihrem Bräutigam. Dieser durchflog das lange Schriftstück in wenigen Minuten und gab es sodann an Edith zurück. „Der arme Mensch,“ sagte er dabei.

„Ein armer Mensch, in der That,“ wiederholte Edith; aber das Wort „armer“ klang verächtlich und höhniisch in ihrem Munde, während Alexander es mit unverkennbarem Bedauern ausgesprochen hatte.

„Der Brief ist alt,“ fuhr Edington fort. „Es würde zu nichts nützen, jetzt noch eine Antwort darauf nach New York zu senden.“

„Ich würde ihn unter keinen Umständen beantwortet haben,“ entgegnete Edith scharf und gereizt. „Ein angenehmer Heirathsantrag, fürwahr, der die Versicherung enthält, daß der vorsichtige Freier sich der Hoffnung hingiebt, seine zukünftige Frau nicht glücklich zu machen. — Ist das ein Mann? Ich begreife nicht, daß Sie ihn nach diesem traurigen Briefe noch vertheidigen können. Sie sollten doch nun über den Charakter Ihres Freundes aufgeklärt sein!“

Sie entfernte sich übler Laune und ließ Edington allein. Später, im Laufe des Abends, brachte sie jedoch das Gespräch von Neuem auf den Brief.

„Wenn sich Herr Midford unterwegs nicht wieder eines Andern besonnen hat,“ sagte sie, „oder wenn er nicht in New York mit der ihm eigenthümlichen Geduld und Resignation auf meinen Brief wartet, so dürfen wir Ihren Freund wahrscheinlich bald hier erwarten. — Ich werde ihn natürlich nicht empfangen. — Was werden Sie thun?“

„Ich kann ihm meine Thür nicht verschließen.“

„Das verlange ich nicht. — Was werden Sie ihm sagen?“

„Das weiß ich wirklich nicht, liebe Edith; das muß ich der Eingebung des Augenblicks überlassen. . . . Ich möchte, die Scene des Wiedersehens wäre erst vorüber. Es wird mir heiß und kalt, wenn ich nur daran denke.“

„Ein muthiges Geschlecht seid ihr Männer! Ich habe keine Furcht vor allen Midfords der Erde; aber Sie, gestehen Sie es nur, Sie zittern vor Herrn Thomas.“

„Ich zittere vor keinem Menschen! — Ich möchte, Thomas Midford wäre mein Feind; dann würde ich leicht mit ihm fertig werden. Unglücklicherweise ist er mein Freund.“

„Sie verlieren wenig, wenn Sie ihn verlieren.“

„Ich habe ihn immer lieb gehabt; er hat mir nie etwas Anderes als Freundschaft erwiesen.“

„So sagen Sie doch offen heraus, daß Sie bereuen, ihn verdrängt zu haben.“

Edington athmete tief auf und blickte resignirt in die Höhe. — Dann, seinen Unwillen niederkämpfend, sagte er sanft: „Nein,

Edith, ich habe nie bereut, was ich gethan habe. Um keinen Preis, auch nicht um Midford's Freundschaft willen, möchte ich das, was geschehen ist, wieder rückgängig machen. — Sie wissen es! — Wehalb sind Sie so hart und ungerecht?"

„Weil ich Sie über Alles liebe! O, Alexander, zürne mir nicht; verzeihe mir!“

Die beiden jungen Leute umarmten sich, und der Friede war einmal wieder geschlossen; aber ein unerquicklicher Friede, dessen keiner von Beiden so recht froh war.

Wenige Tage darauf trat Midford eines Morgens zu früher Stunde in Edington's Comptoir. — Er begrüßte seinen Freund, als ob er ihn gestern verlassen hätte. Er war nicht im mindesten verändert: die Bewegungen gemessen, der Blick sorgenvoll. — Seit zwölf Tagen, d. h. seitdem er New York verlassen, hatte er sich fortwährend gefragt, aus welchem Grunde Edith seinen Brief unbeantwortet gelassen haben mochte; und keine der zahlreichen Antworten, die er sich auf diese Frage gegeben hatte, war eine befriedigende gewesen. — Er war am vorhergehenden Abend in Paris angekommen, und sein erster Gang war nun zu Edington, bei dem er sich erkundigen wollte, ob dieser zufälligerweise einen Brief von Edith für ihn habe und ob die Comyns in Paris seien.

Edington war in peinlicher Verlegenheit. Kaum wagte er es, seinen Freund anzublicken. Aber seine Befangenheit dauerte nur wenige Sekunden. Er sagte sich schnell ein Herz.

„Thomas Midford,“ sagte er; „es thut mir leid, daß gerade ich es sein muß, der Ihnen wehe thut. . . . Ich habe mich mit Edith Comyn verlobt.“

Edington hatte sich auf eine heftige Scene mit Midford gefaßt gemacht. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn dieser ihn mit Bortwürfen überhäuft, ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich zu rechtfertigen. Aber Midford schien wie betäubt. Er war blaß geworden und hielt sich mit beiden Händen an dem Tisch fest, vor dem er stand.

„Verstehen Sie mich,“ wiederholte Edington herausfordernd, denn er mußte sprechen, um seine Fassung zu bewahren: „Ich habe mich mit Fräulein Comyn verlobt.“

Midford sah ihn mit blöden Augen an, wandte sich lautlos ab und näherte sich der Thür. Edington ging ihm nach und legte die Hand auf seine Schulter: „Midford, hören Sie mich!“ Aber

der gekränkte Mann machte eine schnelle und ängstliche Bewegung, als sei er von etwas Unreinem berührt worden und wolle dies von sich abschütteln; und ohne Edington eines Wortes oder eines Blickes gewürdigt zu haben, überschritt er die Schwelle. — In der Straße erst kam er zum klaren Bewußtsein seines Unglücks.

„Ist es möglich!“ sagte er vor sich hin. Er grübelte und träumte nicht wie gewöhnlich; er lebte ganz in der Gegenwart. Er fühlte sich grausam behandelt, verrathen. Nicht eine Sekunde kam ihm die Hoffnung, daß sich die Sache für ihn noch zum Guten wenden, daß er Edith wiedergewinnen könne. Er fühlte, daß diese unrettbar für ihn verloren sei; doch wollte er sie noch einmal sehen. — „Zu welchem Zweck?“ — Er stellte sich diese Frage, ohne sie zu beantworten. — Er wollte aus ihrem Munde hören, daß sie treulos sei. In Californien hatte er ihren Brief mit großer Mühe falsch gedeutet; jetzt verstand er ihn, wie Warden ihn verstanden hatte, wie ein Liebesgeständniß. Sie sollte bekennen, daß sie gelogen habe.

Er hatte sich schnellen Schrittes dem Hotel Comyn genähert. Es war noch früh: elf Uhr Morgens. — In dem Augenblick, als er in das Haus treten wollte, kam ihm Edith entgegen. Sie wich, zunächst unangenehm überrascht, einen Schritt zurück; dann ging sie unbefangen auf Midford zu und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Herr Midford; es freut mich, Sie wohl und munter wiederzusehen.“ Der Mann sah wie ein Bild des Leidens aus.

„Fräulein Comyn,“ sagte er mit erstickter Stimme; „ich habe mit Ihnen zu sprechen; nur wenige Worte. . . . Wollen Sie mir gestatten, Sie in Ihren Salon zurückzubegleiten?“

„Ich bedauere unendlich, Herr Midford; ich habe in diesem Augenblick keine Zeit. — Können Sie nicht nach dem Frühstück zu uns kommen? Meine Mutter wird sich freuen, Sie zu sehen. — Oder wollen Sie mich begleiten? Ich gehe nach der Rue de Montaigne.“

Sie machte sich auf den Weg, ohne Midford's Antwort abzuwarten, und dieser schritt neben ihr her. Sie warf ihm von der Seite einen Blick zu und bemerkte, daß er denselben Ueberrock trug, den sie an ihm vom letzten Winter her kannte. Das Kleidungsstück war jetzt in der Farbe verichossen und sah etwas schäbig aus.

Alexander Edington kleidete sich mit ausgesuchter Sorgfalt und war einer der elegantesten jungen Männer von Paris. — Midford kam sich neben dem ruhigen, höflichen, kalten Mädchen unbeschreiblich kläglich vor; aber nach einer kleinen Weile füllte sich seine Brust mit bitterem Groll, und mit zitternder Stimme sagte er:

„Ich werde nicht wiederkommen, und Sie werden mich nicht wiedersehen. — Sie haben mich gerufen, und ich bin vom anderen Ende der Welt hierhergeeil. . . . Jetzt empfangen Sie mich wie einen Fremden. — Sie handeln schlecht an mir; und ich habe es nicht um Sie verdient; — und Alexander Edington hat noch schlechter an mir gehandelt; und ich bin immer sein Freund gewesen. . . . Scham über Sie Beide!“

Edith hielt den Kopf gesenkt, denn sie war damit beschäftigt, sich einen trockenen Weg für ihre kleinen Füße zu suchen. Es hatte nämlich kurz vorher stark geregnet, und hier und da standen große Wasserpfützen auf dem breiten, unebenen Trottoir. Das Blut stieg ihr in das Gesicht, als sie Midford's Vorwürfe hörte. Sie suchte nach einer Antwort. Als sie den Kopf nach ihrem Begleiter umwandte, war dieser verschwunden. Sie ging weiter in dem schnellen, kurzen, regelmäßigen Schritt, der den Pariserinnen eigen ist. Ihre zierlichen Füße, in den gutgemachten, starken Stiefeln, sahen sehr hübsch aus. Sie wußte es und sie dachte daran, als sie über die Chaussee der Champs Elysees schritt und dabei das Kleid etwas in die Höhe hob. Der Gedanke an Midford kümmerte sie nicht; doch war sie begierig, Edington zu sehen, um zu erfahren, wie die Unterredung zwischen den beiden Freunden abgelaufen sei.

Midford war stehen geblieben und blickte der davoneilenden Edith nach. Er sah, wie das Kammermädchen, das discret einige Schritte zurückgeblieben war, so lange er mit ihrer Herrin gesprochen hatte, sich nun zu dieser gesellte. Es schien ihm, als bemerke er ein spöttisches Lächeln auf dem Gesicht der Dienerin, als diese an ihm vorbeisritt. Er schämte sich vor dem Mädchen, vor sich selbst, vor aller Welt. Er wollte Niemand mehr sehen, den er kannte. Er stieg in eine Droschke, die in der Nähe hielt, und ließ sich nach seinem Hotel fahren. Dort blieb er den ganzen Tag über auf seinem Zimmer. — Der Himmel verdüsterte sich, graue Wolken senkten sich über Paris und ein dichter, klatschender Regen brach daraus hervor. Midford öffnete das Fenster; der kalte Regen

schlug ihm in's Gesicht und that ihm wohl. Er athmete einige Male tief auf; dann warf er sich, ohne das Fenster geschlossen zu haben, auf das Bett und versank in einen schweren Schlaf. — Nach mehreren Stunden erwachte er fröstelnd. Es fing an zu dunkeln. Er empfand einen physischen Schmerz in der Brust, der ihm das Athmen erschwerte. Er war zu müde, um nachzudenken, aber er fühlte sich unbeschreiblich elend. — Mechanisch packte er die wenigen Sachen wieder ein, die er am Morgen aus seinem Koffer genommen hatte; dann klingelte er, ließ sich die Rechnung bringen und um acht Uhr, vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris, reiste er nach London ab. — Er fürchtete, krank zu werden. Gerade deshalb wollte er Paris verlassen. Der Gedanke, daß Edington ihn aufsuchen, ihn bemitleiden könne, war ihm unerträglich. Er zürnte weder dem falschen Freunde noch der treulojen Geliebten; aber er wollte sie nie wiedersehen. Der einzige Mensch, nach dem er sich sehnte, war Georg Warden.

Edington erschien zur gewöhnlichen Stunde bei seiner Braut. Er sah niedergeschlagen aus und sprach während der Mahlzeit außerordentlich wenig. — Frau Comyn, die dies bemerkte, glaubte, daß die Liebenden sich gezankt hätten. Sie wollte ihnen Gelegenheit geben, sich wieder zu versöhnen, und ging bald nach dem Essen auf ihr Zimmer, unter dem Vorwande, sie habe einen Brief zu schreiben. — Es kam darauf zu einer sehr lebhaften Scene zwischen Edith und ihrem Bräutigam. — Er warf ihr ihre Hartherzigkeit gegen Midford, sie ihm seinen Kleinmuth, ja seine Lieblosigkeit vor. Mehrere Male bot sie ihm trotzig an, ihm sein Wort zurückzugeben. Er fühlte sich dadurch tief verletzt, aber Edith erschien ihm krankhaft überreizt; er kämpfte seinen Zorn nieder und that, als überhöre er ihre Worte: „Sie sind aufgereggt,“ sagte er; „und ich bin es auch. Es ist besser, daß ich gehe. Sie haben mich gekränkt, und ich könnte Sie nur verletzen, wenn ich Ihnen sagte, was ich in diesem Augenblick empfinde. — Auf Wiedersehen! Ich werde morgen pünktlich um zwei Uhr hier sein, um Sie abzuholen.“

Sie stand am anderen Ende des Salons und nickte ihm stumm zu.

Als Edington in der Straße war, bereute er, ohne Abschiedsfuß gegangen zu sein. Edith's Zorn und Leidenschaftlichkeit waren ja nur Beweise ihrer Liebe für ihn! Er wollte sie nicht verlassen,

ohne sich mit ihr versöhnt zu haben. Er kehrte nach dem Hotel Comyn zurück. — Die Thür im Inneren des Hauses, die zur Wohnung führte, stand offen, da der Diener, gleich nachdem Herr Edington gegangen war, sich damit beschäftigt hatte, die Laden im oberen Hausflur zu schließen und die Lampen auf der Treppe auszulöschen. Alexander öffnete die Thür des Salons.

Edith saß an einem kleinen Tische und schrieb. Sie hob den Kopf nicht einmal in die Höhe, denn sie nahm an, der Diener trete in das Zimmer. Keine Spur von Aufregung war mehr auf ihrem Gesicht zu entdecken. Edington beobachtete sie einige Sekunden; dann rief er sie bei Namen. Sie fuhr in die Höhe.

„Wie haben Sie mich erschreckt!“

„Ich konnte Sie nicht verlassen, ohne mich mit Ihnen versöhnt zu haben,“ sagte er. „Zürnen Sie mir nicht, Edith. Ich liebe Sie über Alles!“

„Mein guter Alexander!“ Sie reichte ihm die Hand und lehnte ihr Haupt zutraulich an seine Schulter.

„Sie hatten denselben Gedanken wie ich,“ fuhr er zärtlich fort. „Sie schrieben mir.“

Edith antwortete nicht. Er stand dicht neben dem Tisch, an dem sie gegessen hatte, und blickte unwillkürlich nach dem angefangenen Brief, der darauf lag: „Liebe Frau Duvivier“ — lautete die Ueberschrift.

Er hatte sie in Thränen gewähnt, feinetwegen bis in den Tod betrübt, und er fand sie an ihre Putzmacherin schreibend. — Er fühlte sich beschämt.

Sie wußte genau, was in ihm vorging, und war darüber verbrießlich; aber welche Aufklärung hätte sie ihm geben können? Die Sache war ganz einfach: es war verabredet worden, daß Edington sie und ihre Mutter morgen nach Versailles begleite. Edith wollte, gerade während Midford's Anwesenheit in Paris, ihrem Bräutigam ganz besonders gefallen, und sie hatte, bald nachdem dieser gegangen war, daran gedacht, der Putzmacherin noch einmal zu schreiben, daß der neue Hut, den Edington auf ihren Wunsch für sie bestellt hatte und den sie auf der Excursion nach Versailles tragen wollte, um ein Uhr fertig sein müsse. Der Diener sollte den Brief an Madame Duvivier am nächsten Morgen in aller Frühe besorgen; Edith mußte ihn also gleich aufsetzen. Aber alle Männer

verstehen nicht, daß eine Frau, auch wenn sie sehr betrübt ist, daran denken darf, in ihrer Betrübniß möglichst hübsch auszusehen. — Edington machte diese Entdeckung jetzt zum ersten Male und war darüber so erstaunt, daß er kein Wort zu sagen vermochte. Er drückte Edith noch einmal die Hand, küßte ihr die Stirn und entfernte sich; aber auf dem Wege nach seiner Wohnung ging er kopfschüttelnd und grübelnd einher, als ob auch er nicht mehr und nicht weniger ein „Hans, der Träumer“ gewesen wäre.

Die kurze Ueberfahrt auf dem Postdampfboot von Calais nach Dover war in jener Nacht eine äußerst beschwerliche. Es regnete und stürmte; der Himmel war schwarz. — Die meisten Passagiere saßen unten in der dumpfigen Kajüte zusammengekauert oder lagen mit bleichen Gesichtern auf unbequemen Sophas, während der „Steward“, gleichgültig für Wetter und Passagiere, hinter der „Bar“ stand und Sherry, Soda und Brandy ausshenkte.

Das starke, kleine Dampfboot bahnte sich unermüdblich seinen Weg durch die kurzen, harten Wellen des Canals. Es hob und senkte sich, wurde von rechts nach links geworfen, erstieg eine Welle, um von einer anderen gepackt und auf die Seite geschleudert zu werden; aber kämpfte unaufhaltjam, keuchend, stöhnend, zischend, immer vorwärts. — Vor dem Dampfboote tanzte auf dem wilden Meere eine große, weiße Lichtfläche, die von der Laterne am Hauptmast weit in die Nacht hinausgeworfen wurde; außerhalb des bewegten Lichtfeldes herrschte unheimliche Finsterniß. — Das Verdeck stand unter Wasser; einige kleine Laternen verbreiteten ein röthliches, mattes Licht; außer dem Capitän, den Offizieren und Matrosen, die heute scharfen Dienst hatten und von denen ein jeder stumm und aufmerksam auf seinem Posten wachte, befand sich dort ein einsamer Passagier. Den kümmerte weder Sturm noch Wetter; er war bis auf die Haut durchnäßt und achtete es nicht, obgleich ihn Fieberfrost schüttelte. Er stand mit ausgespreizten Beinen, in jener schlaffen, nachgiebigen Haltung, die den alten Seefahrer bekundet, die Arme auf die Brüstung des Decks gelehnt, und schaute hinaus in die wilde Nacht. — Eine breite Welle, die klatschend und heulend gegen die Schiffswand anprallte und, sich überstürzend, Alles auf dem Verdeck für einen Augenblick unter sich begrub, riß ihn von seinem Platze fort und warf ihn zu Boden. Er raffte sich langsam wieder auf. Ein Matrose trat auf ihn zu:

„Kommen Sie, Herr,“ jagte er barsch. „Geben Sie mir den Arm. Hier ist keines Bleibens für Sie!“

„Ich danke Ihnen. Ich möchte hier bleiben,“ antwortete der Passagier sanft.

Der Matrose ging darauf zum Steuermann und sagte diesem: „Haben Sie ein Auge auf den Mann dort; es kommt mir vor, als wäre es nicht ganz richtig mit ihm.“

Der Passagier hatte seinen alten Platz an der Brüstung wieder eingenommen und beugte sich weit darüber hinaus. Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und derselbe Matrose, der ihn bereits angerebet hatte, sagte:

„Ich darf Sie hier nicht dulden, Herr. Eine Welle könnte Sie über Bord waschen.“

„Das wäre ein großes Glück,“ antwortete der Passagier mit klagender Stimme. — Das Herz war ihm zum Ersticken voll; er mußte es irgend Jemand öffnen.

„Herr! Herr!“ jagte der Matrose freundlich tröstend und mahnend. „Kommen Sie mit mir.“ Und er führte den ihm willenlos Folgenden in eine kleine, erbärmliche Kajüte neben dem Räderkasten. — „Ruhen Sie sich hier aus. In zwanzig Minuten sind wir in Dover.“ — Er sah seinen traurigen Gast kopfschüttelnd an. „Wer wird den Muth verlieren, Herr!“ fuhr er heiter und frisch fort. „Trog thut es — wie unser Boot: durch den Sturm, immer vorwärts!“

Und bei diesen Worten barmherziger Aufmunterung fing der arme kranke Midford leise und bitterlich zu weinen an.

* * *

London, den 26. November 186..

Herrn Georg Warden. Blyhton-Bar, Californien.

Vereinigte Staaten.

„Wir bestätigen unser ergebenes Schreiben vom 13. d. M., von dem wir Prescopie beischließen, und beehren uns heute, Ihnen mitzutheilen, daß Herr Thomas Midford aus Blyhton-Bar seit dem 23. d. M. in Dover schwer erkrankt darniederliegt. Seine Verbindung mit unierem Hause ist durch das Auffinden eines Checkbuches, welches er bei sich trug, bekannt geworden. — Da Sie in Ihrem letzten werthen Briefe 500 Pfd. Sterl. für Herrn Midford

angewiesen haben, über die derselbe noch nicht verfügt hat, so glauben wir in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, indem wir dem uns als respektabel bezeichneten Wirth des Hotels in Dover, welches Herr Midford augenblicklich bewohnt, einen Credit von vorläufig 50 Pfd. Sterl. eröffnet und ihn beauftragt haben, für unsere Rechnung zu thun und zu veranlassen, was zur guten Pflege Ihres Freundes erforderlich sein mag. — Wir bitten Sie, von diesen Dispositionen Kenntniß zu nehmen, und zeichnen uns ganz ergebenst

James Burgis & Co.“

Nachdem Warden diesen Brief, der ihm durch den „Overland-Pony-Express“ zugesandt worden war, gelesen hatte, begab er sich schnurstracks nach dem Telegraphen-Büreau und setzte, ohne jede Rücksicht auf die Anzahl der Worte, eine lange und klar verständliche Depeſche an seine Londoner Bankiers auf, in der er diese Herren ersuchte, einen Boten nach Dover zu senden, Auskunft über Midford's Befinden zu geben und dem Genannten mitzutheilen, daß er, Warden, sofort nach Europa abreisen werde, für den Fall Midford ihn dort erwarten wolle. — Vier Tage später erhielt Warden eine Depeſche aus Ventnor, Insel Wight, Midford unterschrieben, aus der hervorging, daß dieser beinahe vollständig wiederhergestellt sei, bis zum Monat März in Europa zu bleiben beabsichtige und sich freuen werde, die Rückreise nach Californien in Warden's Gesellschaft zu machen.

Herr Georg Warden beanspruchte wenig Zeit, um seine Koffer zu packen und seine Geschäfte zu ordnen. Er hatte an jenem Tage noch eine lange Unterhaltung mit Midford's Stellvertreter, Herrn Cope, und am nächsten Morgen nahm er auf der „San-Francisco-Mail“ den Ehrenplatz zur Seite des apoplektischen Kutschers mit den blutrothen Handschuhen ein und fuhr, unter dem Zujuchzen der „Jungen“, die ihm „Glückliche Reise und frohe Wiederkehr!“ nachriefen, von Blighton-Bar ab.

Es war in den letzten Tagen des Monats Februar. — In London und auch in Paris war das Wetter noch rauh, fast winterlich; aber auf der Südseite von Wight fühlte man bereits das Nahen des Frühlings. In vielen Häusern von Ventnor standen die Fenster offen, und am Strande sah man Spaziergänger, die

sich am hellen Sonnenschein erwärmten und an dem Anblick des blauen Meeres erfreuten.

Ein offener Wagen fuhr die „Sea-Side-Terrace“ entlang und machte vor einer kleinen, freundlichen Villa Halt. — Die Wirthin, die hinter den blankgeputzten Scheiben am Fenster saß, beobachtete einen stattlichen, vornehm aussehenden Herrn, der, obgleich der Wagen im scharfen Tempo vorgefahren war, als habe der Passagier darin große Eile, jetzt sehr gelassen, mit einem ruhigen Blick auf die Fenster des Häuschens, ausstieg und sich dem Eingang der Villa näherte. Die Wirthin verließ darauf das Zimmer, und ihre jaubere Schürze glättend, trat sie dem Reisenden in der Hausthür entgegen.

„Wohnt Herr Midford hier?“ fragte der fremde Herr.

„Herr Midford wohnt hier.“

„Ist er zu Hause?“

„Er ist am Strande.“ Sie schirmte die Augen mit der linken Hand, spähte rings umher und deutete dann mit der rechten nach einem Spaziergänger: „Dort hinten geht er. . . Erkennen Sie ihn? Dort. . . allein.“

„Ist ein Zimmer frei in Ihrem Hause?“

„Zu Befehl. Ein freundliches Zimmer mit Aussicht auf die See; neben Herrn Midford's Wohnung. Wünschen Sie es zu besichtigen?“

„Das ist nicht nöthig. Lassen Sie meinen Koffer hineinbringen.“

„Soll ich Herrn Midford rufen lassen? Meine Tochter kann schnell zu ihm laufen.“

„Ich danke Ihnen; ich werde ihn selbst aufsuchen.“

Er bezahlte den Kutscher, der dankbar grüßend seinen Hut berührte, und ging sodann auf Midford zu. — Dieser spazierte, die Hände auf dem Rücken, langsam am Strande auf und ab. — Als er den großen Mann auf sich zukommen sah, blieb er stehen; plötzlich erkannte er ihn und ging ihm schnell entgegen.

„Wie geht es Ihnen, Midford?“

„Wie geht es Ihnen, Warden?“

Die Beiden schüttelten einander herzlich die Hände, dann trat ein Jeder einen kleinen Schritt zurück, um den Anderen zu betrachten.

„Sie sehen noch etwas hohläugig aus,“ sagte Warden; „aber das wollen wir bald wieder gut machen.“

„Sie sind mehr verändert als ich,“ erwiderte Midford freundlich. „Ich kannte Sie nur im rothen Flanellhemd und hohen Stiefeln... und jetzt!“... Er musterte seinen großen Freund, der in einem gutgemachten, einfachen Reiseanzuge das Aussehen und den Anstand des geborenen Gentleman hatte, mit sichtlicher Befriedigung.

„Wenn ich einmal wieder wie ein civilisirter Mensch angezogen bin, so ist das Ihr Verdienst,“ sagte Warden. „Ich bin auf Ihre Depeſche hierhergekommen.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Midford gerührt.

Die Freunde hatten sich viel zu erzählen, und während des ganzen Tages bis zum späten Abend waren sie zusammen, am Strande und in Midford's freundlicher Wohnung. — Aber die Rollen waren gewechselt: Midford hatte kein Verhör zu bestehen; Warden war der Mittheilsamere von den Beiden. — Die Geschichte seines Freundes schien ihn nicht zu interessieren; er erkundigte sich nur nach dessen Gesundheitszustande; von der Reise nach Paris sprach er gar nicht, und der Name „Jemima“, der ihm früher so geläufig gewesen war, kam nicht über seine Lippen. Er berichtete, daß er in Blyhton-Bar einen guten Fund gemacht habe und sich nun für einen wohlhabenden, wenn nicht sogar einen reichen Mann halten könne. — Von Midford's Geschäften wußte er ebenfalls nur Gutes zu erzählen. Das „Haus“ in Blyhton-Bar hatte unter Cope's umsichtiger Leitung schnell an Ausdehnung gewonnen, und der Gewinn, den es abwarf, war so bedeutend, daß Midford, nach Warden's Ansicht, hoffen durfte, in achtzehn Monaten oder zwei Jahren ein schuldenfreier Mann zu sein.

„Und was werde ich dann anfangen?“ fragte Midford.

Die beiden Freunde saßen in Midford's Zimmer an einem kleinen Tisch, auf dem die Wirthin den Thee in appetitlicher Weise servirt hatte. Draußen war die Nacht schön und klar. Der Vollmond stand am wolkenlosen Himmel und spiegelte sich in der zitternden, silber- und schwarzgefleckten See, deren lange Bogen mit sanftem Murmeln und dumpfem, eintönigem Brausen und Rauschen an dem sandigen Strande emporstiegen und wieder zurück-

wichen. — Ein Bild der Ruhe und des Friedens, draußen und in dem heimischen Zimmer!

„Und was werde ich dann anfangen?“ wiederholte Midford.

„Da sorgt der Mensch nun heute, was er zu sorgen haben wird, wenn er keine Sorgen mehr hat!“ antwortete Warden, die Hände entmuthigt zusammenschlagend, aber freundlich lächelnd, wie man einem Kinde zulächelt, das man trösten will.

„Erinnern Sie sich noch des Wortes meines alten Freundes, den ich von Ihnen grüßen sollte,“ fuhr Midford ernsthaft fort: „Ein sorgenvolles Leben ist besser als ein leeres. — Was soll ich thun, wenn ich nichts mehr zu sorgen habe?“

„Spekuliren Sie — verlieren Sie — machen Sie neue Schulden — lassen Sie doch wenigstens das nicht Ihre Sorge sein, wie Sie sich Sorgen machen können!“

Midford war wieder nachdenklich geworden. Warden sah ihn forschend an.

„Junger Mann,“ fragte er leise; „würde es Ihnen gefälligerweise Vergnügen machen, mir zu erzählen, wie es Ihnen in Paris ergangen ist?“

„Schlecht ist es mir gegangen.“

„Hat Femima Ihnen schließlich doch einen reichen Freier vorgezogen?“

„Denjenigen, den ich für meinen besten Freund hielt.“

„Dann ist die Geschichte in der That recht vollkommen in ihrer Art gewesen. Aber das ist nun überwunden. . . . Wollen wir lieber nicht davon sprechen?“

Midford antwortete nicht.

„Möchten Sie nach Paris zurückkehren, um Ihre verlorenen Freunde wieder aufzusuchen?“

„Ich will sie nie wiedersehen!“

„Würde es Sie interessieren, zu erfahren, was aus ihnen geworden ist?“

„Was könnten Sie mir darüber sagen?“

„Mehr, als Sie glauben.“

Und Warden erzählte dem aufmerksam lauschenden Freunde, daß er die Reise von New York nach Southampton mit einem jungen Ehepaare gemacht habe, das auf der Hochzeitsreise von Amerika nach Paris zurückgekehrt sei. — Man macht an Bord eines Dampf-

schiffes, während einer längeren Ueberfahrt, leicht neue Bekanntschaften. Warden hatte sich häufig mit dem jungen Ehemann und seiner hübschen Frau unterhalten, und die Drei waren leidlich intim geworden.

„Eines Morgens,“ erzählte Warden weiter, „— wir waren sechs oder sieben Tage unterwegs, und meine neuen Bekannten hatten mir bereits Mancherlei von ihren Verhältnissen und ihrem Leben in Paris anvertraut — sagte mir die junge Frau: „Sie werden doch sicherlich nicht nach Amerika zurückkehren, ohne sich einige Zeit in Paris aufgehalten zu haben? Dann hoffe ich, daß Sie uns nicht vergessen und uns besuchen werden.“

„Gern,“ antwortete ich, „wenn ich nach Paris komme; aber das hängt wenig von mir ab. Ich gehe nämlich nicht nach Europa, um mich zu amüsiren oder um Geschäfte zu machen, sondern um einen kranken Freund aufzusuchen, den ich, sobald er gesund ist, mit mir nach Californien nehmen will.“

„Wenn Ihr Freund ein richtiger Amerikaner ist, so wird er sich nicht sträuben, Sie nach Paris zu begleiten,“ meinte die Dame.

„Das weiß ich nicht,“ sagte ich. „Es mag ihm in Paris etwas zugestoßen sein, was ihm die Stadt verleidet hat.“

„Ich kenne viele von unseren Landsleuten in Paris. Vielleicht ist mir Ihr Freund nicht unbekannt. — Wäre es indiscret, nach seinem Namen zu fragen?“

„Nicht im mindesten, Madame. Mein Freund heißt Thomas Midford — zu Ihren Diensten.“

Sie erwiderte keine Silbe. Sie wurde weder blaß noch roth, noch verlegen. Sie schaute weit hinaus auf das Meer, als suche sie etwas am Horizont; und nach einer Weile sagte sie: „Es ist frisch. Ich will mir einen wärmeren Mantel holen.“

Die See ging hoch, und ich gab ihr meinen Arm, um sie bis zur Kajütentreppe zu begleiten.

„Kennen Sie meinen Freund?“ fragte ich.

„Ja — oberflächlich.“

„Ich möchte wetten, daß das Semima ist,“ sagte ich mir. — Ich kann Ihnen nicht erklären, woher mir der Gedanke kam; aber er war da. — Ich wollte mir Gewißheit verschaffen und gesellte mich zu dem Ehemann, der auf dem Verdeck auf und ab spazierte.

„Kennen Sie meinen Freund Thomas Midford?“ fragte ich ihn.

Er sah mich groß an, wurde roth bis zur Stirn und antwortete stotternd: „Ja. — Sehr gut. — Wie geht es ihm?“

Nun war ich meiner Sache sicher. „Er ist krank gewesen,“ antwortete ich; „und es geht ihm jetzt wieder besser.“

Seit dem Tage hatte es mit der Freundschaft der Edingtons für mich ein Ende. Die Leute vermieden mich, und ich sah, daß meine Gegenwart den Mann verlegen machte und der Frau unangenehm war. Ich hatte keinen Grund, die Leute ärgern zu wollen, und suchte mir andere Gesellschaft; aber Ithretwegen interessirten mich die Beiden, und ich beobachtete sie. — An Bord eines Bootes kann Keiner dem Anderen gut aus dem Wege gehen; und so sah ich denn Manches, woraus ich meine Schlüsse zog.“

Warden hielt inne und richtete von Neuem einen forschenden Blick auf Midford. Dieser hielt die Augen zu Boden geschlagen und hatte keine Miene verzogen.

„Soll ich fortfahren?“

„Bitte.“

„Regt Sie die Geschichte auch nicht auf?“

„Nein. — Was Sie sagen, schmerzt mich nicht — es interessirt mich nur.“

„Das freut mich. — Nun also, Thomas Midford, ich bin ganz entschieden der Ansicht, daß Sie an der Frau nicht viel verloren haben. — Sie ist nicht besser und nicht schlechter als tausend andere; aber für Sie hätte sie nicht gepaßt. — Sie können nur mit Güte regieren; und Frau Edington ist eine von jenen, die gute Behandlung nicht vertragen zu können scheinen. Sandy Edington ist ein großer, schöner Mann, der den Kopf hoch trägt und seine Neben gern mit „Ich sage“ anfängt; aber ich glaube kaum, daß seine Hand fest genug ist, um die Frau, mit der er nun durch's Leben zu gehen hat, von ihren Wegen auf seine zu führen. Es kommt mir vor, als ob jetzt noch ein Jeder von den Beiden seine eigene Straße zöge und als ob Anzeichen zum Einlenken eher bei dem Manne als bei der Frau Gemahlin zu entdecken wären. — Der große Sandy sah nicht immer guter Laune aus, wenn die kleine Edith ihm diesen oder jenen Auftrag erteilte; und ich merkte dann wohl, daß er am liebsten nicht gehorcht hätte. Es konnte dies auch der Frau nicht

entgehen; aber sie sagte dann ruhig und freundlich — nicht zärtlich — „please“ — und schließlich that er immer, was sie befahl.

„Man gesteht sich nicht gern ein, daß man einen Irrthum begangen hat, wenn man sieht, daß alle Reue nichts wieder gut machen kann. Man lebt dann, wie man kann, mit den gegebenen und nicht mehr zu beseitigenden Faktoren. Ich vermuthe, Edington ist bereit, sein Leben nach diesem Princip zu reguliren. Er und seine Frau werden sich mit der Zeit gegenseitige Concessionen machen; sie werden die Illusionen, die sie hatten, als sie sich ver liebten und verlobten, ohne großen Schmerz verlieren; und ich nehme an, daß das eheliche Verhältniß zwischen den Beiden sich nach und nach zu einem recht hausbackenen, höchst respektablen und gewissermaßen auch ganz befriedigenden gestalten wird. — Aber ich möchte schwören und sogar wetten, daß Alexander an der Seite seiner Edith keineswegs das hohe Glück gefunden hat, das er einen Augenblick geträumt haben mag; und daß sich die junge Frau seit ihrer Verheirathung bereits mehrere Male gefragt hat: „Ist das Alles?“ — Das ist kein Unglück, weder der Mann noch die Frau sind zu beklagen; aber für Sie, Hans, wäre es ein Unglück gewesen. — Seien Sie froh, daß Sie dem entgangen sind!“

„Sie haben vielleicht Recht!“

„Natürlich habe ich Recht; — und da ich einmal in das Philosophiren gerathen bin, eine Beschäftigung, der ich mich von Zeit zu Zeit hingebe, seitdem ich mein Leben in höchst unphilosophischer Weise verborben habe, so will ich Ihnen noch etwas sagen, was mir, wenn ich es vor Jahren erkannt, vielleicht manchen Verdruß erspart hätte. — Die Verheirathung mit dem geliebten Wesen bildet in Romanen und Novellen den sogenannten „verjöhnenden“ Schluß. — In der Realität ist dieser Akt der Anfang des wirklichen Lebens. Er beweist nichts für das Glück des Helden und der Heldin; er stellt im Gegentheil Alles in Frage, denn er constatirt nur, daß Er und Sie nun auch eine Nummer in der Lotterie — in der so Viele spielen — genommen haben: ob sie ein großes oder kleines Loos gewinnen oder ihren ganzen Einsatz verlieren werden — das ist Glückssache. — Die Nummer „Edith“ wäre, ich bin fest davon überzeugt, eine schlechte für Sie gewesen. Sie nehmen heute vielleicht noch an, daß Sie Ihr ganzes Lebensglück darauf gesetzt hatten und es nun verloren haben. Sie irren sich:

Sie haben noch gar nicht gespielt und Sie haben nichts verloren. — In wenigen Monaten schon werden Sie anders über die Sache denken als heute; in wenigen Jahren — und damit stelle ich Ihnen eine unvernünftig lange Frist — werden Sie sie vollständig vergessen haben. — Alles wird vergessen im Leben. — Sonst könnte man überhaupt nicht leben; denn leben ist, sich mit dem Morgen beschäftigen. — Wer sich nur noch erinnern kann, wer mit dem Vergangenen, dem Todten lebt, der ist selbst so gut wie gestorben. — Sie werden dies erst mit der Zeit verstehen lernen; aber wenn Sie einmal zu der Erkenntniß gelangt sind, daß das Geschehene für Sie keine allzu große Bedeutung hat, da es ja über kurz oder lang doch vergessen wird, dann werden Sie auch das Heute mit großer Ruhe durchleben. — Das, was Sie für Glück halten, wird Sie nicht in den Himmel erheben, und Unglück Sie nicht zu Boden schlagen. Sie werden sich dann sagen, was ich mir seit Jahren täglich sage, und wobei ich es schließlich — nach manchen heißen Kämpfen, nachdem ich viele ich: Hoffnungen begraben — zu einer beschaulichen, behaglichen und nicht ganz unbefriedigenden Existenz gebracht habe: "Take it easy!" — „Nimm das Leben leicht!“

Midford, der seinem Freunde nachdenklich zugehört hatte, saß eine Weile still da, dann stand er auf, trat an das Fenster, schaute lange hinaus in die friedliche Nacht, und ohne sich nach Warden umzuwenden, dessen Blicke ihm mit Wohlwollen und Mitleid gefolgt waren, sagte er leise: „Ich will es versuchen.“

Verlorenes Mühen.

Es war im Monat September des Jahres 1866 und ich befand mich in Yokohama. Der Tag war heiß und schwül gewesen. Kurz vor Sonnenuntergang war ein heftiges Gewitter ausgebrochen und hatte die Luft abgekühlt. Der Sturm war schnell weitergezogen, der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt, und jetzt nahte sich kühl und erfrischend die schöne, ruhige Nacht.

Ich saß unter der Veranda eines Landhauses, das mein Freund Heinrich L'hermet auf „dem Hügel“, in der Nähe des europäischen Quartiers errichtet hatte, und in dem er in Zukunft die heißesten Monate des Jahres zu verleben beabsichtigte. Er hatte sich einen schönen Ruheplatz erwählt. Rechts vom Hause erhob sich ein dichter Wald, in dessen Dunkel die furchtbare Stimme des nahen Oceans harmonisch verhallte; links, im Thale, erblickte man die neuen hellen Häuser von Yokohama; weit dahinter, in der Ferne, die lange finstere Bergkette von Hakoni. In einsamer Pracht und Größe zeigte sich am äußersten Horizont die ungeheure Masse des Fusi-yama, des „Berges ohne Gleichen“, des Olymps von Japan. Vor uns endlich, breitete sich das Meer aus, das schöne, gefährliche Azur-Meer des Reiches der aufgehenden Sonne. Der Sturm, der es vor einigen Stunden gepeitscht, und gegen dessen Druck es sich wüthend und schäumend erhoben hatte, war nun verschwunden; aber die Wogen hatten sich nicht wieder beruhigt. Brausend und grollend, als klage es über die Gewalt, die man ihm angethan, kräuselte sich das Meer in kurzen, trohigen Wellen und stürzte sich zischend und zornig gegen die steile Felswand des hohen Ufers.

Ueber dem Meere aber herrschte tiefer Friede. Die Nacht war klar und hell; der Vollmond zog durch weißes Gewölk, und sein

schimmerndes Silberlicht lag wie ein ungeheurer Lichtfächer auf der finsternen See.

Mein Freund hatte lange geschwiegen, und erst als ich daran mahnte, daß es spät geworden sei und ausbrechen wollte, hielt er mich zurück. Er hatte bis dahin auf einem langen Bambusstuhl gelegen; jetzt stand er auf und blieb neben mir stehen.

„Seit einer halben Stunde suche ich nach einer passenden Einleitung zu einer Erzählung, die Sie anhören sollen“ — sagte er. „Ich finde nichts, aber ich möchte noch mit Ihnen sprechen. — Sie kehren morgen nach Europa zurück. Ich werde Sie sobald nicht wiedersehen, und wenn Sie fortgegangen sind, werde ich auf lange Zeit allein sein. In meinem Alter macht man nicht leicht mehr neue Freunde. Ich spreche nicht oft von mir. Ich möchte es heute einmal thun. Wollen Sie mich anhören?“

Ich setzte mich wieder hin, und P'hermet, nachdem er einige Male die Veranda auf- und abgegangen war, als wolle er seine Gedanken sammeln, ließ sich neben mir nieder. Der Mond beleuchtete sein Gesicht und zeigte es mir still und ernst, wie ich es seit Jahren gekannt hatte. Die Stimme war tief und ruhig und blieb so bis zum Ende der traurigen Geschichte, der ich, ohne ihn zu unterbrechen, lauschte.

Ein japanesischer Diener, der sich geräuschlos genahet hatte, um zu sehen, ob wir seiner bedürften, brachte uns unaufgefordert frischen Thee, als er bemerkte, daß ich eine neue Cigarre angesteckt hatte. Dann kauerte er sich in einer dunkeln Ecke der Veranda nieder, wo er bald darauf einschlief. P'hermet, ohne sich um ihn zu kümmern, begann seine Erzählung wie folgt:

„Es ist lange her, seitdem ich Europa zum ersten Male verließ. Ich war damals neunzehn Jahre alt. Ich besaß kein Vermögen, meine Einbildungskraft zog mich nach fremden Ländern, und ein älterer Vetter, der vor mir nach China ausgewandert war, und mit dem ich in Briefwechsel stand, rieth mir an, zu ihm zu kommen. Er machte sich anheischig mir Beschäftigung zu finden und erbot sich mir das nöthige Reisegeld vorzuschießen.“

Mein Vater war vor langen Jahren gestorben; meine Mutter lebte bei meiner verheiratheten Schwester. Wir wohnten in einer großen Handelsstadt. Man war dort daran gewöhnt, von fernen Ländern zu sprechen; weite Reisen erschienen weder ungewöhnlich

noch erschrecklich. Meine Mutter, obgleich sie sich schweren Herzens von mir trennte, widersetzte sich meiner Abreise nicht. Ich empfing die Nachricht ihres Todes wenige Wochen nach meiner Ankunft in China, und ich verlor mit ihr das einzige Wesen, dessen Liebe mich an Europa gefesselt hatte. Meine Schwester, fünfzehn Jahre älter als ich, hatte sich verheirathet, als ich noch ein Kind war. Sie kümmerte sich nur um ihre eigene Familie und war mir fast ganz fremd geworden. —

Mein Vetter, der sich in Canton niedergelassen hatte, empfing mich mit offenen Armen und verschaffte mir in kurzer Zeit eine gute Stelle. Der chinesische Handel war damals ein außerordentlich ergiebiger. Die Chinesen sowohl wie die Fremden, die sich damit befaßten, verdienten ohne Mühe große Summen. Geld hatte deshalb auch einen verhältnißmäßig geringen Werth und wurde selbst von den jüngern und unbemittelten Mitgliedern der fremden Gemeinde mit großer Leichtigkeit ausgegeben.

Ich hatte in Europa ein sehr einfaches Leben geführt, und kostspielige Bedürfnisse irgend einer Art waren mir vollständig fremd. Aber ich ließ mich nun leicht verleiten, dem allgemeinen Beispiel zu folgen und nahm ohne Zeitverlust die verschwenderischen Gewohnheiten an, die um mich her herrschten. Es hatte dies weiter keine nachtheiligen Folgen für mich, denn ich verdiente reichlich, was ich ausgab; nur fand ich, nachdem ich fünf Jahre lang gearbeitet hatte, daß meine pecuniäre Stellung ziemlich dieselbe wie am Tage meiner Ankunft geblieben war. Ich verdiente genug, um zu leben, aber ich ersparte nichts von meinem Verdienste. In der Hoffnung, dies ändern zu können, beschloß ich, dem Beispiele meines Veters zu folgen und mich für meine Rechnung zu etabliren. Ich fand ohne vieles Suchen die Mittel und den Credit, um ein eigenes Geschäft zu gründen.

● Nach Verlauf einiger glücklicher Jahre hatte ich nahe an dreißig Tausend Dollars bei Seite gelegt, als das Fremden-Quartier in Canton abbrannte. Mein Haus und mein Waarenlager wurden vollständig zerstört und ich mußte nach Honkong flüchten. Der Verlust, den ich erlitt, war bedeutend, aber ich tröstete mich darüber leicht. Ich fühlte mich stark genug, das Verlorne wieder zu gewinnen; und meine Freunde, die reicher als ich waren oder weniger gelitten hatten, waren gern bereit, mich in jeder Weise zu unter-

stügen. Diesmal wollte ich davon keinen Gebrauch machen. Ich hatte nun Europa seit nahe an zehn Jahren verlassen und fing an, den erschlaffenden Einfluß des Klimas zu fühlen, unter dem ich während dieser langen Zeit gelebt hatte.

Die letzten Monate meines Aufenthaltes in Canton waren übrigens außergewöhnlich aufregend und ermüdend gewesen. Der Vicekönig der Provinz, der furchtbare Jih, war damals damit beschäftigt, die Rebellen des Südens auszurotten. Er ging dabei mit erbarmungsloser Energie zu Werke. Ohne Unterbrechung unterzeichnete er seine blutigen Urtheile und täglich, während mehreren Monaten, fanden hunderte von Hinrichtungen statt. Der Richtplatz, auf der kleinen Flussinsel Dutsch Folly gelegen, befand sich in der unmittelbaren Nähe meiner Wohnung. Ich erinnere mich eines blutigen Tages, an dem sechshundert Rebellen hingerichtet wurden. Einige zwanzig unter diesen Unglücklichen waren als Chefs bezeichnet worden und wurden mit unerhörter Grausamkeit langsam zu Tode gemartert. Das gelle, herzerreißende Geschrei der Gefolterten drang deutlich in meine Ohren und trieb mich, mit Angstschweiß bedeckt, aus meiner Wohnung.

Es war unmöglich, sich um diese grausigen Ereignisse nicht zu bekümmern. Sie drängten sich dem Geiste eines Jeden von uns auf und bildeten den gewöhnlichsten Gegenstand unserer Unterhaltungen. Das menschliche Herz stumpft sich unter dem Einfluß fortgesetzter heftiger Aufregung schnell ab und verliert dadurch die schöne Frische, die es für die Leiden und Freuden des Lebens leicht empfänglich macht. Unter dem Einfluß des erschlaffenden Klimas und der blutigen Ereignisse von Canton war in kurzer Zeit eine vollständige Umwälzung in meinem Charakter vorgegangen. Meine gute Laune war verschwunden, meine Geschäfte interessirten mich nicht mehr; die Leute, mit denen ich täglich zusammenkam und die mir immer nur dasselbe zu erzählen hatten, langweilten mich. Ich litt an Kopfschmerzen, an Appetit- und Schlaflosigkeit und hielt es für gerathen, einen Arzt zu consultiren. Er hatte mir Nichts zu verschreiben. „Sie müssen von hier fort,“ sagte er, „Sie müssen auf einige Monate nach Europa zurückkehren. Die Reise wird Sie vollständig heilen. Es fehlt Ihnen Nichts als Zerstreuung und frische Luft.“

Meine Geschäfte waren durch die Feuersbrunst, die mich des

größten Theils meiner Habe beraubt hatte, sehr vereinfacht worden. Ich machte, was mir übrig geblieben war, zu baarem Gelde und reiste mit ungefähr zweitausend Pfund in der Brieftasche nach Marseille ab. Ich hatte keine festen Pläne gemacht; meine Absicht war einfach, mich auf der Reise und während meines Aufenthaltes in Europa möglichst zu zerstreuen. Nach sogenannten Vergnügungen gelüstete mich jedoch keinesfalls. Dieselben erforderten meiner Ansicht nach ermüdende Anstrengungen und gewährten dafür nur geringen Genuß. Ich war noch ein junger Mann; aber Unabhängigkeit und Verkehr mit Fremden hatten mich vor der Zeit besonnen, ernst und alt gemacht. Ich beschloß vorläufig, mich in einem kleinen nicht zu geräuschvollen Badeorte niederzulassen und dort inmitten der schönen Natur der Ruhe zu pflegen. Sollte mir dies wohlthun, so beabsichtigte ich vor meiner Rückkehr nach China die großen Hauptstädte von Europa zu besuchen.

Auf der Reise von Alexandrien nach Marseille gefiel ich mir damit, mir meine Ankunft auszumalen. Ich bildete mir ein, daß mich die Freude, die Heimath wiederzusehen, fast überwältigen würde. Mancherlei Bilder der Heimkehr standen vor meinem Geiste; alte halbvergessene Lieder vom müden Wanderer fielen mir wieder ein. Ich konnte mir sentimentale Geschichten erzählen, wie ich es seit fünfzehn Jahren nicht gethan hatte, und ich hätte damals, vor meiner Ankunft, poetischer Weise das Wiederbetreten der theuren Erde des Vaterlandes beschreiben können.

Alles dies zerstob wie der Wind, als ich landete. Nur auf einen kurzen Augenblick kam etwas wie Nührung über mich. Ein großer Kahn, mit gepukten Leuten, Männern und Frauen, beladen, fuhr an uns vorüber, als wir uns dem Ankerplake näherten. Die Passagiere schienen frohen Muthes und winkten uns freundlich Willkommen zu. Ein hübsches, schlankes Mädchen stand in der Spitze des Rahnes und zankte sich lachend mit einem jungen Burischen, der sie in der etwas gefährlichen Stellung nicht dulden wollte. Das laute, helle Lachen des Mädchens drang wie eine lange nicht gehörte Musik an mein Ohr. Es fiel mir auf einmal schwer auf's Herz, daß meine Jugend dahin sei und daß ich derselben nicht froh geworden; und ich sehnte mich nach Jemand, an dessen Schulter ich mein Haupt hätte lehnen können. — Ich fühlte mich recht allein

und verlassen. „Hin ist hin, todt ist todt,“ sagte ich unwillkürlich und ich hätte mich hinsetzen können und weinen.

Wir landeten, wir waren von Steuerbeamten, Packträgern, Kutschern und Kellnern umgeben, die sich um unsere Koffer und um unsere Personen zankten und uns mit lautem, unangenehmem Geschrei ihre Dienste anboten. Ich mußte nach meinem Eigenthume sehen und war nahe daran, mit dem Stock dreinzuschlagen, um es gegen Angriffe verdienstgieriger Commissionäre zu vertheidigen. Es war eine höchst profane Heimkehr. Von innigen, schönen Empfindungen irgend einer Art war dabei nicht mehr die Rede, als von knospenden Blumen im Schnee.

Ich blieb nur wenige Stunden in dem schreienden, gestikulirenden Marseille, das mir im höchsten Grade mißfiel und reiste noch am selben Tage nach meiner Vaterstadt ab, wo ich am nächsten Morgen anlangte und wo mich meine Schwester, der ich meine Ankunft angezeigt hatte, an der Eisenbahn erwartete.

Ich hatte sie seit zehn Jahren nicht gesehen; sie war sehr verändert und gealtert, aber ich erkannte sie auf der Stelle. Sie sah meiner Mutter ähnlich, und das Herz schlug mir gewaltig und die Augen wurden mir feucht, als sie mich fest an sich schloß und mich mit zitternder Stimme ihren „lieben, einzigen Bruder“ nannte. Hätte sie es damals gewollt, so hätten wir gute Freunde werden können, denn ich fühlte mich sehr zu ihr hingezogen. Aber ihr Herz, das sich mir einen Augenblick geöffnet hatte, verschloß sich bald wieder. Sie erkundigte sich mit Interesse nach meinem Befinden und nach meiner pecuniären Stellung; sie erzählte mir von den Sorgen ihres Hausstandes. Unsere Unterhaltung wurde bald darauf ein Gespräch über allgemeine Verhältnisse in China und in Europa, und ich trennte mich in wenigen Tagen wieder von ihr, ohne daß mir der Abschied schwer wurde. Wir hatten uns gegenseitig nie etwas vorzuwerfen oder zu danken gehabt. Sie ging seit langen Jahren ihren eigenen Weg, der von dem meinen ganz geschieden war; und ich zog allein meiner Straße weiter. —

Ein tüchtiger Doktor, den ich auf Anrathen meiner Schwester consultirt hatte, bestätigte, was mir mein Arzt in Canton gesagt. Er nannte mir verschiedene Badeorte, die meinem Gesundheitszustand wohlthätig sein würden, und ich entschloß mich, auf seinen Rath hin, nach Tharen zu gehen. Der Doktor sagte mir, ich würde

dort frische Luft, ein schönes Bergland und angenehme, ruhige, anständige Gesellschaft finden. Es war dies Alles, was ich suchte; und ich reiste ab.

Die Reise bis Tharen bot mir wenig angenehme Zerstreuung. Ich war während derselben häufig verstimmt und mißmüthig. Wenn wir in China von der Heimath sprechen, so geschieht dies in der Regel nur, um der Annehmlichkeiten des Lebens in Europa zu denken. Wir vergessen, daß uns dort Manches fehlte, was wir nun besitzen; wir übersehen, daß wir in Europa jung waren und in China alt geworden sind. Wenn endlich der lang ersehnte Tag gekommen ist, wenn wir uns wieder auf heimathlichem Boden befinden, so sind wir ganz erstaunt, daß uns dort so wenig von den Genüssen geboten werden, die wir erwartet hatten. Wir finden, daß das Heimische uns fremd geworden ist, daß wir die Leute, mit denen wir umgehen, nicht verstehen, und daß wir von ihnen nicht verstanden werden.

Die Kleinlichen Sorgen des civilisirten Lebens, die jeder von uns hier leicht abschütteln kann, erscheinen uns erbärmlich und verbittern uns den Umgang mit Freunden, deren wir während jahrelanger Abwesenheit in treuer Liebe gedacht hatten. Viele von uns, die in China über Heimweh klagten, sind in kurzer Zeit so gründlich von diesem Uebel geheilt, daß sie sich nach der Fremde zurücksehnen und dorthin zurückkehren.

Alles was werthvoll in diesem Leben ist, muß erkaufet werden, und nur Thoren bilden sich ein, daß irgend etwas wirklich kostbares geschenkt werden könne. Das Gute und Schöne ist theuer; für jeden Genuß, für jede Freude muß in irgend einer Weise gezahlt werden. Der weise Mann ist der, der das, was er zu besitzen wünscht, zu seinem richtigen Werthe zu schätzen weiß, und ein volles Equivalent, aber nicht mehr, dafür geben will. Hier in China begehen wir häufig den Fehler, daß wir Geld zu theuer erkaufen, indem wir dafür unsere Jugend, unsere Gesundheit, manchmal unser ganzes Leben geben. Aber Unabhängigkeit, wie sie hier erworben werden kann, ist ein kostbares Gut; und derjenige, der sie durch harte Arbeit und schwere Entjagungen erkaufet, hat kaum zu viel dafür bezahlt. Die sogenannten Genüsse dagegen, welche civilisirte Gesellschaften ihren Mitgliedern bieten, erscheinen Leuten, die in der uncivilisirten Fremde alt geworden sind, häufig zu theuer,

wenn dafür Hunderterlei lästiger Verpflichtungen übernommen werden sollen. — Freiheit und Einsamkeit sind synonym. Gesellschaft und gesellige Verpflichtungen lassen sich nicht von einander trennen. Hier in China sind wir frei, weil wir uns um Niemand kümmern, und weil sich Niemand um uns kümmert. In Europa werden wir Sklaven der Gebräuche und Sitten, oder wir erscheinen mit Recht als unerträgliche Sonderlinge, denen der Zutritt zur Gesellschaft verjagt wird.

Ich war noch nicht eine Woche in Europa und machte bereits neue Pläne zur Rückkehr nach China. Mein Gesundheitszustand mochte in der That daran schuld sein, daß ich mich über Vieles, was ich sah und hörte, ganz unnütz ärgerte. — Was mich besonders ungeduldig machte, war die fortwährende Bettelei, nicht von professionellen Bettlern, denen ich gern gab, sondern von Kutschern, Kofferträgern, Kellnern, deren nimmersatte Habgier mir wahrhaft ekelhaft wurde. In China hatte ich dergleichen nie gesehen und hatte dort gewisse Zustände meines Vaterlandes vergessen. Was ich nun auf der Reise von meinen Landsleuten sah, flößte mir nur wenig Achtung ein. Dann wurde ich auch häufig ärgerlich über die Gespräche meiner Mitreisenden: in sechs und dreißig Stunden hörte ich, so schien es mir, mehr Albernheiten, als mir während der letzten zehn Jahre im Auslande zu Ohren gekommen waren. Der geistreiche Mann ist eine Seltenheit in China und wird nur von wenigen vermist; es giebt hier viel Dummheit und Unwissenheit; aber an eitler, läppischer Albernheit kann sich wohl Niemand mit den civilisirten Europäern messen.

Zwei Stunden vor Tharen traf ich mit einem liebenswürdigen Manne zusammen, mit dem ich zufälligerweise in ein Gespräch verwickelt wurde und der sich im Laufe der Unterhaltung als ein in Tharen ansässiger Arzt zu erkennen gab. Mir gefiel der Mann; und da ich Ruhe und allgemeine Pflege suchte, beschloß ich, mich seinen Händen anzuvertrauen. Wir wurden bald recht gute Freunde und durch ihn, theilweise dabei seinen ärztlichen Anordnungen folgend, machte ich einige Bekanntschaften, die mich nach und nach in ein lebhaftes Vergnügungsleben zogen, von dem ich vorher nicht eine Ahnung gehabt hatte.

Meine Vermögenssumstände waren damals, wie ich bereits gesagt habe, nicht glänzend; aber da ich fest entschlossen war, nach

China zurückzukehren und sicher war, daß es mir bei den von mir gesammelten Erfahrungen, auch unter ungünstigen Verhältnissen, an gut bezahlter Beschäftigung nicht fehlen würde, so konnte ich mit dem Gelde, das zu meiner sofortigen Verfügung stand, nach Gütindünken wirthschaften. Dies that ich, indem ich mir ohne Leichtsinns und Verschwendung, aber auch ohne jedes Kargen, ein bequemes, allen äußeren Ansprüchen genügendes Leben einrichtete. Ich fühlte mich dazu um so mehr berechtigt, als ich meinen Aufenthalt in Europa wie einen durch zehnjähriges fortgesetztes Arbeiten wohlverdienten Feiertag betrachtete. Ich kann mir jetzt vorstellen, wie ich durch mein Auftreten den Eindruck eines reichen Mannes machen mußte. Ich sprach nie von meinen Verhältnissen, weil es nicht in meinem Charakter liegt, fremden Leuten daran Interesse zuzumuthen; ich machte keinen lauten, Aufsehen erregenden Aufwand, da mir alles Lärmen zuwider ist; aber ich miethete mir eine hübsche Wohnung, hielt mir ein gutes Pferd und gab mein Geld mit dem Vergnügen und der für den Werth desselben anscheinenden Gleichgültigkeit aus, mit der der Arbeiter am Sonntag mit seinen sauer erworbenen Sparpfennigen freigebig zu wirthschaften vermag. Daß mir dies in dem kleinen Badeorte den Zunamen „der Nabob“ verschaffte, kam mir erst später zu Ohren.

* * *

Unter meinen neuen Bekanntschaften interessirte ich mich bald ganz besonders für die Familie Norman, die aus der Mutter und zwei Töchtern bestand. Die älteste Tochter, Johanna, mochte zwanzig alt sein und erschien mir außerordentlich schön. Frau von Norman war die Wittve eines hohen Beamten, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, und gehörte der besten Gesellschaft an. Sie empfing mich mit großer Liebenswürdigkeit, lud mich ein, sie zu besuchen und erlaubte mir, nach einer kurzen Probezeit, mich wie einen Freund des Hauses zu betrachten.

Die Sitten und Gebräuche des ländlichen Badeortes gestatteten mir, Frau von Norman häufig zu besuchen. Außerdem traf ich sie und ihre Töchter auf der Promenade, an der Quelle, bei der Musik. Johanna gefiel mir sehr, und mit Niemand sprach ich so gerne wie mit ihr über meinen Aufenthalt in China. Sie schien ein lebhaftes Interesse an meinen Reisen und an meinem Aufent-

halt in fremden Ländern zu nehmen. Sie richtete Fragen an mich, die ich gern und gut beantworten konnte, und hörte aufmerksam zu, wenn ich sprach. Ich fühlte mich, wenn ich mich mit ihr unterhielt, eine bessere und wichtigere Persönlichkeit, als in Gesellschaft anderer Leute. Sie machte auch von Zeit zu Zeit Bemerkungen, die in einer mir angenehmen Weise zeigten, daß sie eine gute Meinung von mir habe, und durch die sie mich in meinen eigenen Augen erhöhte. — Eines Tages, als ein vielgelesenes Buch in meiner Gegenwart kritisiert wurde, wandte sie sich zu mir und fragte mich, was ich von dem Buche denke. Ich mußte mit einiger Verlegenheit gestehen, daß ich es nicht kannte, daß ich überhaupt nur wenig gelesen hatte. „Ich habe Europa jung verlassen,“ sagte ich, „und habe seitdem immer viel arbeiten müssen, so daß mir nur wenig Zeit zum Lesen geblieben ist.“

„Arbeiten ist besser als Lesen,“ erwiderte sie. „Arbeit bildet den Charakter, Lesen nur den Geist. Wir haben zu unserem Unglück zu viel geistreiche Leute und zu wenig Männer von Charakter.“

Ähnliche kleine Phrasen im Munde des jungen Mädchens gefielen mir sehr, obgleich ich mir einbilde, daß ich deren Werth nicht überschätzte. Ich war daran gewöhnt nachzudenken, aber ich hatte nur selten Gelegenheit gehabt, mich über allgemeine Gegenstände zu unterhalten, und es wurde mir häufig schwer, den richtigen und concisen Ausdruck für meine Gedanken zu finden, sobald ich den festen Boden der einfachen Thatfachen verließ. Fräulein von Norman hingegen, von einer klugen Mutter erzogen und an den Umgang mit wohlunterrichteten und geistreichen Leuten gewöhnt, drückte sich immer mit großer Leichtigkeit und Eleganz aus und gab selbst alltäglichen Gedanken eine Form, die für mich den Reiz der Neuheit hatte und mich angenehm überraschte. Sie unterschied sich dadurch vollständig von meinen Freunden in China, die gewöhnlich viel zu thun und wenig zu sagen hatten, und in deren Munde eine hübsch abgerundete Phrase etwas ganz Außergewöhnliches war.

Wir haben im Osten eine Anzahl eigenthümlicher Redensarten, die hier zu geflügelten Worten geworden sind und deren wir uns täglich bedienen, während sie in Europa unbekannt sind und deshalb dort original erscheinen. Ich hatte in meinem kleinen

Vokabulär einige dieser Worte und wandte sie ohne jede Affektation an, so oft sich die Gelegenheit dazu bot. Sie kennen wie ich die Redensart „das Leben ist zu kurz“, die man hier häufig hört. Wir sagen: das Leben ist zu kurz, um langweilige Visiten zu machen, zu kurz, um schlechte Cigarren zu rauchen, zu kurz, um Dieses oder Jenes zu thun, was uns nicht gefällt. — Fräulein von Norman hatte sich diese Redensart zu eigen gemacht und wandte sie häufig im Scherz an, wenn sie mich antraf.

„Wäre das Leben vielleicht zu kurz,“ fragte sie mich, „um Ihnen zu gestatten, mit mir spazieren zu gehen?“ — Ach nein. Mein Leben war nicht zu kurz dazu. Ich fühlte schon damals, daß ich immer Zeit finden würde, Alles zu thun, was sie von mir verlangen möchte, und daß mein Leben mir nicht zu kurz erscheinen würde, um ihr davon zu geben, was sie davon nehmen wollte.

Eines Abends, als wir allein auf dem Balkon saßen, — die Mutter und die jüngere Schwester waren im Zimmer, — erwähnte ich im Laufe des Gesprächs, daß ich gegen Ende des Jahres nach China zurückzukehren beabsichtige.

„Was?“ rief sie, „Sie wollen Europa wieder verlassen?“

„Ich sah sie verwundert an. Sie war aufgestanden und sichtlich erregt.

„Habe ich Ihnen vorher nie davon gesprochen?“ fragte ich. —

„Ich bin hier nur auf einer Ferienreise,“ setzte ich hinzu, „und im nächsten Jahre muß ich wieder zu arbeiten anfangen.“

„Davon haben Sie noch nie gesprochen,“ sagte sie. „Ich vermuthete, Sie würden nun unter uns leben. — Wie lange werden Sie in China bleiben?“

Sie fragte dies mit einer Stimme, deren Bewegung sie nicht verbergen konnte, und sie blickte mich an, wie ich vorher nie angesehen worden war. Mir ward eigenthümlich zu Muth; der Athem stockte mir und ich konnte nicht sprechen; aber ich konnte auch meinen Blick von dem schönen braunen Augen nicht abwenden, die traurig und klagend auf mir ruhten.

„Johanna,“ flüsterte ich endlich. Sie erhob sich schnell und ging in das Zimmer.

Während der folgenden Tage vermied sie sorgfältig mit mir allein zu sein; aber ihrem Blicke begegnete ich oft, ihrem Blicke, der

schüchtern bat und traurig klagte und mich alles Andere als sie vergessen ließ. —

Die Badesaison nahte ihrem Ende; eines Tages kündigte mir Frau von Norman an, daß sie nun, an einem bestimmten Tage, nach Paris, ihrem bleibenden Wohnsitz, zurückkehren würde. —

„Wir sehen Sie jedenfalls dort,“ sagte sie; „Sie sind uns ein werther Freund geworden und ich beabsichtige durchaus nicht, nachdem Sie uns hier so treu gedient haben, Ihnen Ihre ganze Freiheit zu lassen. Sie müssen sich verpflichten, nun auch in Paris regelmäßiger Gast unseres Hauses zu werden.“

Ich brachte mit Mühe einige Worte des Dankes hervor; ich wollte etwas über meine eigenen Pläne und über meine Abreise nach China hinzufügen, aber es kam mir auf einmal vor, als ob ich dadurch ein Geheimniß, auf das ich sie früher hätte vorbereiten sollen, offenbaren würde, und ich schwieg verlegen und befangen. Sie sah mich aufmerksam und etwas befremdet, aber immer noch sehr freundlich an, als erwarte sie mehr von mir zu hören; als ich noch immer schwieg, fuhr sie unbefangen fort: „Nun, jedenfalls sind Sie noch während vier Tagen unser Sklave; und wenn Sie uns zur Eisenbahn bringen, werden wir über die Länge des Ihnen zu ertheilendenurlaubes berathen.“

Johanna, die bald darauf in's Zimmer trat, sah bleich und angegriffen aus. Wenn ich ihr dort in Gegenwart der Mutter gesagt hätte: „Komm und sei mein Weib,“ so hätte sie „Ja“ geantwortet.

Weshalb that ich dies nicht? Ich bin mir selbst darüber nicht recht klar. Ich schwieg wohl hauptsächlich aus Liebe, aus Schüchternheit und auch aus Ehrlichkeit. Es war mir jetzt klar geworden, daß ich, ohne es zu wollen, den Leuten eine falsche Idee von meinen Vermögensverhältnissen gegeben hatte; ich wußte auch, daß Johanna in China, als meine Frau, ein ganz anderes, viel traurigeres Leben führen würde als das, woran sie stets gewöhnt worden war. Ich fürchtete mich vor möglichen, ungerechten, aber dennoch berechtigten Vorwürfen. Ich bedauerte, wie nie zuvor, nicht ein reicher Mann zu sein — und schwieg.

Der letzte Abend unseres Zusammenseins in Tharen kam. Als ich in das Zimmer trat, wo ich die einzig glücklichen Wochen meines Lebens verbracht hatte, trat mir Johanna allein entgegen.

Ihre Mutter und Schwester waren ausgegangen, um Abschiedsvisiten zu machen; sie war zu Hause geblieben, um etwaige Besuche zu empfangen.

Ich bemerkte sofort, daß die vielen eleganten Kleinigkeiten, mit denen das Zimmer seither geschmückt gewesen, verschwunden waren. Der Tisch, der immer mit Büchern, Zeitschriften und Photographien bedeckt gewesen war, stand leer und kahl. Die geschmacklose, bunte Decke, die darüber lag, fiel mir unangenehm auf. Das ganze Zimmer, in dem es sonst so heimisch gewesen war, sah öde und kalt aus. Ich fühlte mich darin beklommen. Auch Johanna, in einem dunkeln Reisefleide, das ich vorher noch nicht gesehen, kam mir ernst, feierlich und fremd vor.

„Kommen Sie auf den Balkon,“ sagte ich, „hier sieht es gar zu traurig aus.“ Sie schritt, ohne ein Wort zu sagen, langsam voran und ich folgte ihr.

Es war eine stille, laue Sommernacht. Die Straße zu unsern Füßen war leer. Aus der Ferne tönte der klagende Schrei eines Nachtvogels; ich hörte das dumpfe Brausen des Windes in den alten Bäumen des Parks und ich hörte deutlich das Schlagen meines Herzens. Ich fühlte, daß sich mein Leben entscheiden würde; tausend wirre Gedanken zogen durch mein Gehirn. Ich vergaß die Zukunft und die Vergangenheit, um nur in der Gegenwart zu leben, in der Nähe des Mädchens, das ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebte, und die mich alles Andere vergessen machte.

Wir standen lange stumm neben einander; aber da wandte sie sich halb zu mir, und bei dem matten Schein, der aus dem Zimmer drang, sah ich ihr bleiches Gesicht naß mit Thränen. Ich faßte ihre kalte, kleine Hand. Ich wußte auf einmal, daß sie mich liebte, und weiter kümmerte mich Nichts mehr. „Johanna,“ rief ich leise, „weshalb weinst Du?“ — Sie barg ihren Kopf an meiner Schulter und weinte noch heftiger: „Ach Gott, was soll aus mir werden, wenn ich Dich nicht mehr sehe; — Heinrich, Heinrich, verlaß mich nicht!“ —

Das Herz war mir zum Zerspringen voll; ich weiß nicht mehr, was ich sagte; ich kann nicht beschreiben, was ich empfand. Aber Johanna beruhigte sich endlich; sie hielt meine rechte Hand zwischen ihren beiden Händen und schmiegte sich vertraulich an mich; ihre

wunderschönen braunen Augen leuchteten in Liebe, Hingebung, Vertrauen und Freude. O, der Blick eines liebenden Mädchens! Wer kann ihn beschreiben, und wer, auf dem er je geruht, kann ihn je vergessen! — „Sprich,“ sagte sie, „sprich.“

Ich war wieder Meister meiner selbst geworden, und in wenigen Worten setzte ich ihr meine Lage auseinander. Ich sagte ihr, daß mir meine Vermögensverhältnisse nicht gestatteten, mich jetzt bereits in Europa niederzulassen, daß ich, um dies thun zu können, noch einige Jahre nach China zurückkehren müßte, daß ich ihr ein zu großes Opfer auferlegen würde, wenn ich heute von ihr verlangte, mich als Gattin dorthin zu begleiten, aber daß ich nun, mit einem schönen Ziel vor Augen, mit neuer Kraft und Lust arbeiten werde und von einem baldigen und vollständigen Erfolge überzeugt sei.

Sie hörte mir lächelnd, anscheinend aufmerksam, zu; ich glaube jedoch, sie verstand mich kaum. Sie unterbrach mich mehrere Male: „Wie gut Du bist, mir dies Alles zu sagen; ich habe ja gar kein Recht, es zu wissen; ich will ja nur hören, daß Du mich liebst. — Ich bin recht elend gewesen seit dem Abend, wo Du mir sagtest, daß Du uns verlassen würdest. Jetzt bin ich glücklich.“

Aber mir war das Herz leicht, denn ich hatte ihr nun die ganze Wahrheit gesagt; und freudig und stolz drückte ich sie an meine Brust. — „Der Mutter schreibe ich morgen,“ sagte ich. „Heute wäre es mir unmöglich, ruhig mit ihr zu sprechen.“

„Du weißt Alles am besten,“ antwortete sie; „thu, was Du willst.“

Ich eilte nach Hause. Das Blut brannte mir in den Adern; ich war wie im Fieber, und in dieser aufgeregten Stimmung setzte ich mich nieder und verfaßte einen langen Brief an Frau von Norman. Dann schrieb ich ihn sorgfältig ab, damit er ohne Mühe gelesen und verstanden werden möge. Ich war mir keiner schlechten Absichten bewußt und wollte klar und deutlich sagen, was ich zu sagen hatte. Ich habe den Brief in der zuerst gemachten Aufsehung oft durchgelesen. Es war der Brief eines ehrlichen, liebenden Mannes und ich kann nicht bereuen, ihn geschrieben zu haben.

Der junge Tag dämmerte schon in mein Zimmer, als ich die Feder endlich bei Seite legte. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Ich ging im Zimmer auf und ab und wiederholte im Geiste, was

ich Johanna gesagt und was sie mir geantwortet hatte. Dann zog ich mich um und ging nach der Eisenbahn, um von meinen Freunden Abschied zu nehmen.

Ich hatte dort ziemlich lange zu warten, denn ich war viel zu früh gekommen. Der Wartesaal füllte sich langsam; zur rechten Zeit erschien der Diener von Frau von Norman mit dem Gepäck, und bald darauf erkannte ich am äußersten Ende der Straße die schlanke Gestalt der Geliebten. Das Blut stockte mir einen Augenblick und ich fühlte, daß ich todtensbleich wurde. Ich hatte damals ein warmes liebendes Herz. Ruhigere Leute werden meine Schwäche kaum verstehen.

Frau von Norman begrüßte mich mit gewöhnlicher Freundlichkeit, doch schien es mir, als wäre sie etwas befangen. Ich wollte Johanna fragen, ob sie mit ihrer Mutter gesprochen habe, aber ich fand keine Gelegenheit dazu. Viele Freunde und Bekannte hatten sich eingefunden, um von der Familie Norman Abschied zu nehmen, und Johanna war unausgesetzt in Anspruch genommen. Sie schien frohen Muthes, und sie lachte und sprach lauter als gewöhnlich. Ihrem Blicke begegnete ich häufig, und was ich darin las, beruhigte mich. Als ich ihr die Hand zum Abschied drückte, sagte sie mir schnell und leise: „Alles ist gut.“ — Und doch war mein Herz beklommen, ich wußte nicht warum.

Mit Frau von Norman konnte ich ebenfalls nur wenige Worte wechseln. „Wir hoffen bald von Ihnen zu hören und Sie bald wiederzusehen,“ sagte sie. — Nach wenigen Minuten war Alles um mich her still geworden und ich stand allein auf dem Bahnhofe. Ich ging langsam nach der Post, um den Brief an Frau von Norman zu besorgen. Als ich ihn in den Briefkasten gleiten sah, sagte ich leise: „Gott gebe mir einen günstigen Bescheid.“

Die Antwort, die ich mir nach Tharen erbeten hatte, ließ einen Tag auf sich warten. Als ich sie endlich in meinen zitternden Händen hielt, klopfte mir das Herz gewaltig. Ich riß das Couvert auf und laß die Ueberschrift: „Lieber, werther Freund,“ dann die Unterschrift: „Ihre aufrichtige Freundin.“ In einigen Sekunden hatte ich den Inhalt des vier Seiten langen Briefes erfaßt, ohne eigentlich eine Zeile gelesen zu haben. — Ich wußte, daß mein Besuch abge schlagen war. — Ich ging einige Male im Zimmer rasch auf und ab; ich versuchte es, mir eine Cigarre anzustechen,

gleichsam als wolle ich mir damit den Beweis geben, daß nichts Ungewöhnliches vorgefallen, daß ich ganz ruhig sei. Aber ich war nicht ruhig. Der Spiegel, vor dem ich mit dem brennenden Schwefelholze stand und in den ich unwillkürlich blickte, zeigte mir ein Gesicht, das mich wie das eines Fremden in furchtbarer Aufregung anstarrte.

Ich setzte mich endlich und las den Brief von Anfang bis zu Ende durch. Es war der Brief einer guten, vorsichtigen Mutter. Sie ließ mir mehr als Gerechtigkeit widerfahren, sie schrieb, daß mein Antrag ihre Tochter ehre, und daß sie, die Mutter, stolz darauf sei und mir danke; „aber“, fuhr sie fort, „die heiligen, ernstesten Pflichten, die mir obliegen, verbieten mir Ihren Antrag anzunehmen oder auch nur zu ermuntern. Sie sind zehn Jahre älter als Johanna, und diese befindet sich in einem Alter, in dem eine baldige Verheirathung für sie, sowie auch für ihren künftigen Gatten wünschenswerth wird. Es liegt nicht in meiner Absicht, meiner Tochter einen Zwang irgend einer Art aufzuerlegen. Sie wird nur den Mann heirathen, dem sie ihr ganzes Herz geben und dem sie sich gern anvertrauen will. Aber um ihr diese volle Freiheit, die auch Sie für sie beanspruchen, zu sichern, muß ich mich gegen eine vorzeitige Verlobung verwahren. Sie wollen noch mehrere Monate in Europa bleiben und Sie nehmen an, daß Ihr Aufenthalt in China ein dreijähriger sein werde. Johanna würde demnach, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, beinahe vier Jahre als Ihre verlobte Braut auf Sie warten müssen. Dies ist eine lange Frist, während der Ihre Gefühle sowohl wie die meiner Tochter sich ganz verändern können. Sie halten dies heute für unmöglich und dies schöne Vertrauen ehrt Sie; aber als Mutter, als die Ältere und Ruhigere, denke ich anders und muß mein geliebtes Kind gegen jede Möglichkeit bewahren, ein gegebenes Wort zu brechen oder zu bereuen. Ich bitte Sie also dringend, Ihre Bewerbung vorläufig ganz fallen zu lassen; ich muß sogar weiter gehen, ich muß es Ihnen zur Ehrenpflicht machen, dieselbe meiner Tochter gegenüber in keiner Weise zu verfolgen. Nur unter dieser Bedingung, die Sie, wenn nicht heute, gewiß später, vollständig berechtigt finden werden, kann ich mit Ruhe und Vergnügen einer Nichtunterbrechung unserer so angenehmen, freundschaftlichen Verbindung entgegensehen.“

Der Brief schloß: „Meine Tochter ist frei und soll bis zu ihrer Verheirathung frei bleiben. Wenn Sie in vier Jahren nach Europa zurückkehren, wenn die Verhältnisse meiner Tochter sich bis dahin nicht geändert haben, und wenn Ihre Gefühle für sie dann noch dieselben sind, so will ich Ihren Antrag mit Freuden und voll Vertrauen befürworten und Sie, wenn Ihre Bewerbung von meiner Tochter angenommen wird, als einen lieben Sohn willkommen heißen. Heute sage ich Ihnen, werther Freund, traurigen Herzens Lebewohl. Meine besten Wünsche für Ihr Wohl begleiten Sie. Ihre aufrichtige Freundin Louise von Norman.“

Ich blieb noch zwei Wochen in Tharen. Alles erschien mir dort gänzlich umgewandelt. Die Saison war vorüber; die Badegäste entfernten sich; die Straßen wurden leer; die Blumen im Sturgarten waren verwelkt; und in den Parkanlagen, in denen ich fröhliche, laute Gesellschaft anzutreffen pflegte, war es einsam und still. Ich ging wieder durch die großen, schönen Alleen, die ich so oft mit Johanna durchschritten hatte. Damals schien die Sonne und die Vögel sangen; und ich wußte nun erst, wie glücklich ich gewesen war. Jetzt schüttelte der Herbstwind die dürrn Blätter von den Bäumen, die Vögel waren gen Süden gezogen, und ein grauer, niedriger Himmel lag ohne Versprechen schönerer Tage über der traurigen Landschaft. Ich fühlte mich krank und verlassen. Des Abends zog es mich nach der Straße, wo Johanna gewohnt hatte. Dort stand ich dem dunkeln, todtten Hause gegenüber, in dem ich einst Licht und Leben gefunden hatte. Die Fenster waren verschlossen, der Balkon, auf dem ich zwischen Blumen neben ihr gestanden hatte, war leer. Ich blieb dort stundenlang und kann meinen Schmerz nicht beschreiben. Derjenige nur, der verödet und kalt den Ort wiedergesehen hat, an dem ihm erstlehtes und nun ent-rissenes Glück einst gelächelt, kann mich verstehen.

Nach vierzehn Tagen begab ich mich nach Paris und miethete mich dort in einem kleinen Hause, in der unmittelbaren Nähe der Wohnung von Frau von Norman ein. Dort versteckte ich mich wie ein Verbrecher, und den ganzen Tag am Fenster spähend, beobachtete ich das Haus, das mir das Liebste barg.

Ich sah Johanna täglich aus- und eingehen. Sie schien mir in keiner Weise verändert; sie war weder traurig noch heiter. Ich fühlte, als ob mir dadurch ein Unrecht geschehe, und versank in

förmliche Schwermuth. Ich folgte ihr häufig, ohne es je zu wagen, mich ihr zu nähern, und in fortwährender Besorgniß, von ihr gesehen zu werden. Diese Spaziergänge waren eine Qual für mich, und wenn ich mich nach denselben wieder in meinem Zimmer befand, schalt ich mich, in meinen Jahren noch ein solcher Narr zu sein. Aber am nächsten Tage folgte ich ihr doch wieder. Ich verlor darüber allen Muth und alle Selbstachtung.

Eines Abends, als ich zwecklos auf den Boulevards umherirrte, traf ich plötzlich mit Stratton, einem alten Freunde aus Canton, zusammen. Er nahm meinen Arm, zog mich in ein Cafe, richtete hundert Fragen über gemeinschaftliche Bekannte aus China an mich und erzählte mir von seinen Geschäften und Vergnügungen. Aber plötzlich hielt er inmitten eines Satzes inne, schob seinen Stuhl etwas zurück und beugte sich vorwärts, um mich genau zu betrachten.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er. „Sind Sie krank gewesen? Sie sehen schlecht aus.“

„Ich bin etwas angegriffen,“ antwortete ich, „ich finde das Leben hier anders, als ich erwartet hatte....“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und stockte.

Stratton wartete einen Augenblick. Dann sagte er: „Wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, was Sie mir nicht anvertrauen wollen, so behalten Sie es in Gottes Namen für sich. Aber vergessen Sie nicht, L'hermet, daß wir gute und schlechte Tage zusammen gesehen haben und daß ich mich als Ihr Freund betrachte. Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützen kann, so verfügen Sie über mich. Alte Chinesen müssen sich unter einander beistehen und Sie können in jedem Falle auf mich rechnen.“

Ich nickte ihm dankend zu, aber ich mochte nicht sprechen. Ich fühlte mich sehr schwach und ich glaube meine Augen wurden feucht. „Alter Mann,“ fuhr Stratton zutraulich fort, „kommen Sie mit herüber nach England. Mein Bruder hat dort einen hübschen Landsitz und hat mich zur Jagd eingeladen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie ein willkommener Gast in seinem Hause sein sollen. Ich kann Ihnen ein Pferd leihen, das mit Ihrem Gewichte fliegen würde. Kommen Sie! Ein scharfer Ritt über Gräben und Bäume ist ein ganz probates Mittel gegen Melancholie.“

Ich fühlte mich nicht aufgelegt, das Gespräch fortzusetzen. Um es abzubrechen, antwortete ich, daß ich mich freimachen wollte und daß er in wenigen Tagen in England von mir hören würde. Darüber trennten wir uns.

Das Zusammentreffen mit Stratton that mir wohl. Ich verstand endlich, daß es hohe Zeit sei, dem elenden Leben, das ich in Paris führte, ein Ende zu machen. Ich ermannte mich und reiste nach England ab. Dort fand ich vielerlei Beschäftigung, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und meine Gedanken, von Zeit zu Zeit, von Johanna und von meinem Kummer ablenkte. Stratton, mit dem ich viel zusammen war, schlug mir vor, in sein Haus einzutreten und die Leitung seines großen Geschäftes in Schanghai zu übernehmen. Ich willigte ein und lud dadurch Verpflichtungen auf mich, deren Erfüllung einen großen Theil meiner Zeit beanspruchte. Die Arbeit gab mir wieder etwas Frieden. Meine Traurigkeit ließ nach und Hoffnung kehrte wieder bei mir ein. „Ich habe gar keinen Grund zu verzweifeln,“ sagte ich mir, „Johanna hat mir ihre Liebe versprochen, und ihre Mutter kann daran glücklicherweise nichts ändern. Vor Gott ist sie meine Braut, und sie wird mir treu bleiben.“ Und ich dachte an ihre großen, treuen Augen und meinte, sie könnten nicht lügen. Ich schrieb an Frau von Norman. Ich entschuldigte mein langes Schweigen durch die Gemüthserrregung, in die mich ihr letzter Brief versetzt hatte; ich unterwarf mich den Bedingungen, unter denen sie eine Fortsetzung meines Verhältnisses zu ihrer Familie gestattet hatte. Dann zeigte ich an, daß ich mich entschlossen habe, vor der ursprünglich von mir festgesetzten Frist nach China zurückzukehren und bat um die Erlaubniß, sie vor meiner nahe bevorstehenden Abreise noch einmal zu besuchen.

Die umgehende Post brachte mir die freundlichste Antwort. Meines Verhältnisses mit Johanna war darin mit keinem Worte erwähnt. Frau von Norman schrieb mir, daß sie und die Kinder — die mich herzlich grüßen ließen — es mir nicht verzeihen würden, wenn ich, ohne ihnen Adieu gesagt zu haben, Europa verlasse.

Nachdem ich noch einen Monat in London in sieberhafter Thätigkeit verbracht, und während dieser Zeit mehrere freundschaftliche Briefe mit Frau von Norman gewechselt, konnte ich ihr endlich eines Tages anzeigen, daß ich am 23. November in Paris eintreffen,

mich dort zwei Tage aufhalten, und dann am 26. November, von Marseille über Suez, nach China abreisen würde.

Ich traf am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde in Paris ein. Frau von Norman erwartete mich am Bahnhofe. Sie drückte mir herzlich und bedeutungsvoll die Hand.

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie. „Ich sehe darin den Beweis, daß Sie meine Handlungsweise billigen.“ Dies war die einzige Anspielung auf das seit unserer Trennung in Tharen Vorgefallene. Sie lenkte sodann das Gespräch mit solcher Bestimmtheit auf andere Gegenstände, daß es mir klar wurde, sie handle nach einem vorgefaßten, wohlüberlegten Plane. Da sie vollkommen berechtigt war, mein Kommen als eine unbedingte Unterwerfung unter ihre Entscheidung zu betrachten, so mußte ich es ihr überlassen, das Gespräch nach ihrem Ermessen zu leiten.

Ich stieg diesmal in einem der großen Hotels der Rue de la Paix ab und begab mich am Abend zu Frau von Norman. Johanna wurde todtenbleich, als ich in das Zimmer trat und rührte sich nicht vom Stuhle, auf dem sie saß. Als ich ihr guten Abend bot, hielt sie meine Hand eine Sekunde fest und drückte sie heftig. Ihre Stimme, als sie mit mir sprach, hatte einen eigenthümlichen, fremden Klang. Ihre Augen verließen mich nicht, und oftmals traf ich den fragenden, gewissermaßen herausfordernden Blick. Die Anwesenheit der Mutter und Schwester kümmerte sie nicht. Fast schien es mir, als ob sie ein Uebereinkommen mit der Mutter getroffen habe, wonach diese ihr gestattet hatte, mich an diesem letzten Abend nach eigenem Gutdünken und Gefühle zu empfangen. Ihr ganzes Wesen zeigte, daß sie gegen eine große, innere Erregung kämpfe und daß ihre äußere Ruhe an einem Fädchen hänge, das in jedem Augenblicke zerreißen könne. Frau von Norman schien den peinlichen Auftritt, den dies zur Folge gehabt haben würde, um jeden Preis vermeiden zu wollen und ließ es sich angelegen sein, ihrer Tochter in keiner Weise entgegenzutreten. Sie betonte in ihrer Unterhaltung mit mir das Fortbestehen unserer Verbindung. Sie schrieb sich meine Adresse in China genau auf, sie notirte die Daten, an denen Briefe in Paris aufgegeben werden mußten, um den Postdampfer in Marseille nicht zu verfehlen. Aber sobald Johanna sprach, schwieg die Mutter, augenscheinlich entschlossen, der Tochter

unter ihren Augen freies Spiel zu lassen und sie in keiner Weise zu reizen. Die jüngere Schwester Johanna's saß stumm und verlegen da.

Im Laufe des Abends machte es Johanna möglich, von der Mutter unbemerkt, einen Zettel in meine Hand zu schieben. Von dem Augenblicke an hatte ich keine Ruhe mehr. Nach wenigen Minuten erhob ich mich, um mich zu empfehlen. Frau von Norman und ihre jüngere Tochter waren gleichzeitig mit mir aufgestanden. Johanna blieb sitzen und ihr bleiches Gesicht wurde noch bleicher. Ich drückte Frau von Norman und der Schwester Johanna's die Hand. Dann näherte ich mich dieser. Sie erhob sich langsam, und sich mit der linken Hand auf den Tisch stützend, reichte sie mir die rechte: „Leben Sie wohl,“ — sagte sie langsam, „auf Wiedersehen — vergessen Sie mich nicht.“ Ich konnte mich nur stumm verbeugen.

Sobald ich das Zimmer verlassen, beim Scheine der Gasflamme, die die Treppe erleuchtete, las ich den Brief, den Johanna mir gegeben. Er enthielt nur wenige Zeilen. Sie schrieb mir, sie wisse Alles, was zwischen mir und ihrer Mutter vorgegangen sei, sie bat mich, ihrer Mutter nicht zu zürnen und ihr, Johanna, meine Liebe zu bewahren. „Ich bleibe Dir treu,“ endete sie, „ich liebe nur Dich und kann nur Dich lieben; und in drei Jahren oder in dreißig Jahren, so lange ich lebe, sobald Du sagst: komm zu mir, folge ich Dir. Möge der Gedanke an mich, die Dich liebt, Deine Kraft und Deinen Muth noch vergrößern; möge er Dir die Arbeit, die Du meinethwillen unternimmst, erleichtern und Dir helfen, das Ziel, welches Du Dir vorgesteckt hast, und an dem mein ganzes Lebensglück hängt, bald, ach bald, zu erreichen. Und liebe mich, wie ich Dich immer lieben werde.“ Sie hatte den Brief mit ihrem vollen Namen gezeichnet: „Johanna von Norman.“

Ich habe den Brief aufgehoben — ich besitze ihn noch heute. Ich habe ihn wohl tausendmal gelesen und ich lese ihn noch manchmal. Ich kenne jedes Wort, jeden Buchstaben darin; ich habe ihn in jeder Weise zu deuten gesucht, aber ich habe nichts darin finden können, als den offenen Ausdruck vollkommener Liebe und Hingebung eines edlen Wesens.

Am nächsten Morgen verließ ich Paris. Bis zum letzten Augenblicke erwartete ich, daß mir Johanna noch ein Lebenszeichen

geben werde. Ich sagte mir, daß diese Hoffnung eine unsinnige sei, — aber dennoch hoffte ich. Als ich bereits im Eisenbahnwagen saß, spähte ich noch, ob ich sie auf dem Bahnhofe erblicken werde. Ich sah nichts mehr von ihr.

* * *

Die Reise von Marseille bis nach Schanghai, meinem Bestimmungsorte, dauerte achtundvierzig Tage und interessirte mich nur wenig. Ich hatte Malta und Egypten, Aßen, Ceylon und Singapur bereits zweimal gesehen; und Araber, Neger und Indier waren mir jetzt Alle gleichgültig. Ich machte auch keine Bekanntschaften auf den Dampfschiffen und langte endlich müde und gelangweilt in China an. Von Hongkong aus schrieb ich zum ersten Male an Frau von Norman. Mein Brief war die Beschreibung meiner Reise; der Tochter wagte ich nur in einem Gruße am Ende des Briefes zu gedenken.

In Schanghai fand ich vollauf zu thun: aber Arbeit war jetzt mein einziges Vergnügen, meine einzige Erholung. Ich hatte nur einen Zweck im Auge: rasch Geld zu verdienen, um bald nach Europa zurückkehren zu können. — Wenn ein entschlossener Mann, wie ich es damals war, nur eine Sache wirklich will, wenn er Alles, was seinem Zwecke fremd ist, als Nebensache zu betrachten den Muth hat, so ist es selten, daß er sein Ziel nicht erreicht. Meine Bestrebungen waren von raschem und großem Erfolge gekrönt: mit jeder Post konnte ich Frau von Norman günstige Berichte über den Gang meiner Geschäfte ertheilen; und mit ziemlicher Regelmäßigkeit, obgleich nicht so häufig wie ich schrieb, empfing ich freundliche Briefe von ihr. Sie wünschte mir Glück zu meinen Erfolgen, für die sie sich lebhaft zu interessiren schien; sie gab mir freundliche, mütterliche Rathschläge: ich solle meine Gesundheit schonen, ich solle mich nicht überarbeiten, ich solle vorsichtig handeln und mich nicht der Gefahr aussetzen, mit einem Schlage zu verlieren, was ich so mühselig erworben habe. Ein jeder ihrer Briefe enthielt einige Worte über ihre Töchter. Es waren jedesmal dieselben Worte: „Meine Töchter befinden sich wohl; sie bewahren Ihnen ein freundliches Andenken und senden Ihnen herzliche Grüße.“ Ich las diese Zeilen immer mit besonderer Aufmerksamkeit und bemühte mich, einen verborgenen Sinn in denselben zu entdecken; „Meine Töchter

bewahren Ihnen ein freundliches Andenken“ — d. h. „Johanna hat Nichts vergessen, sie wird ihr Versprechen halten; ich kann mich ganz auf sie verlassen.“ — Die Liebe verlangt Viel und begnügt sich mit Wenigem. — Von Johanna selbst hörte ich während dieser Zeit Nichts. Manchmal plagte mich dieser Gedanke; aber dann versuchte ich, mich damit zu trösten, daß ich mir sagte, die Mutter habe ihr wahrscheinlich das Versprechen abgezwungen, mir nicht zu schreiben. Und damit beruhigte ich mich. Ich war meiner Treue so sicher, daß es mir schwer wurde, an die Untreue der Geliebten zu glauben.

Meine Arbeiten nahmen unterdessen ihren ungestörten Fortgang. Meine Nachbarn sprachen mit Achtung und nicht ohne Neid von meinen erfolgreichen Bestrebungen. Nach Verlauf von zwei Jahren sah ich mich im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens. Im dritten Jahre debütirte ich mit dem besten Geschäfte, das seit Jahren in China gemacht worden war und das mein Capital, in wenigen Monaten, mehr als verdoppelte. Ich war nun ein reicher Mann; ich war reicher, als ich es je gehofft hatte, zu werden. Von dem Gefühl inniger Befriedigung, mit dem ich die vom Buchhalter sauber ausgeschriebene Bilanz über sah, kann ich kaum eine Beschreibung machen. Ich labte mich an den großen, schönen Ziffern, die mit mathematischer Genauigkeit constatirten, daß ich nun meinen Zweck erreicht hatte; wie ein Geizhals hätte ich mein Vermögen in Gold vor mir sehen und das Gold lieblosen mögen. In meinem ursprünglichem Vorhaben, baldmöglichst nach Europa zurückzukehren, hatte ich nie gewankt. Jetzt durfte ich nun an eine sofortige Ausführung meines Planes denken. Es handelte sich nur noch darum, die wenigen laufenden Geschäfte rasch abzuwickeln oder ihnen, wo dies nicht möglich war, eine Form zu geben, welche mir gestattete, ihre Erledigung ruhig einem Andern überlassen zu können. Ich rechnete, daß ich dazu drei Monate gebrauchen würde. Wir waren im Monat März; im Juni oder Juli, spätestens im Monat August, konnte ich dann China verlassen, und im Oktober, gerade drei Jahre nach meiner Abreise von Europa, durfte ich mit Sicherheit hoffen, dort wieder einzutreffen. Ich setzte mich nieder, um Frau von Norman diese Nachricht sofort zu geben. Ich hatte während der letzten sechs Wochen wie im Fieber gelebt; und zum ersten Male seit meiner Ankunft in China hatte ich, während eines

ganzen Monates, nicht nach Paris geschrieben. Als ich die Copie meines letzten Briefes durchlas, fiel es mir auf, daß derselbe damals bereits auf einen vier Wochen alten Brief, als auf die letzten von Frau von Norman erhaltenen Nachrichten, hinwies. Ein Monat war seitdem so rasch hingeflogen, daß ich dies vergessen hatte. Jetzt fühlte ich mich durch diesen Umstand etwas beunruhigt, denn Frau von Norman hatte mir öfters zweimal, immer aber wenigstens einmal in jedem Monat geschrieben; und jetzt war ich seit acht Wochen ohne Nachricht von ihr. Ich las den letzten Brief, den ich von ihr erhalten, noch einmal. Derselbe enthielt nichts, was mich hätte beunruhigen oder beruhigen können. Er war Ende Dezember geschrieben und brachte mir Glückwünsche für das neue Jahr. „Meine Kinder,“ hieß es wieder darin, „sind wohl und grüßen Sie herzlich.“ — Dann war noch von einigen Festpartieen die Rede, namentlich von einem großen Ball, auf dem ein königlicher Prinz die zweite, achtzehnjährige Tochter der Frau von Norman besonders ausgezeichnet hatte. Von Johanna wurde gar nicht gesprochen. Ich legte den Brief verstimmt bei Seite und schrieb selbst nur wenige Zeilen, in denen ich meine bestimmte Ankunft zum nächsten Herbst anzeigte und mir vorbehielt, das genaue Datum meiner Abreise von Schanghai in einem spätern Briefe mitzutheilen.

Auch die nächste Post brachte mir keine Nachrichten aus Paris. Jetzt war ich wirklich beunruhigt, und die vierzehn Tage, die bis zur Ankunft einer andern Post verstreichen mußten, schienen mir entsetzlich lang. Aber ich war eben nur ungeduldig. Zu ernsthaften Befürchtungen lag kein Grund vor. Der letzte Brief von Frau von Norman war so herzlich und freundlich, wie alle ihre Briefe es seit zwei Jahren gewesen waren.

Eines Morgens kam mein chinesischer Bedienter früh in mein Zimmer und zeigte mir an, daß das Postdampfschiff als soeben in Woojung angekommen signalisirt sei und in zwei Stunden in Schanghai erwartet werde.

Ich sprang aus dem Bette, zog mich, als ob ich keine Minute zu verlieren hätte, in großer Hast an, ließ mir mein Pferd satteln und ritt, dem Whampoafluß entlang, dem Dampfschiffe entgegen. Es war ein herrlicher Morgen, und ich fühlte mich frisch und stark. Mein kleiner, muthiger Pony sprang lustig über Hecken und Gräben und schien wie ich froher, guter Laune. „Wenn wir heute jagten,

sagte ich und klopfte ihm den kurzen trohigen Nacken, „so würden wir nicht unter den Letzten sein.“ Er schien mich zu verstehen und sich meines Lobes werth zeigen zu wollen, und wie im Fluge jagten wir über die Ebene. Ich habe seitdem nicht wieder einen so schönen Ritt gemacht.

Endlich sah ich das Dampfschiff stolz und stark, die schnelle Ebbe bekämpfend, herannahen. Ich musterte es einen Augenblick. Am Hauptmaste flatterte die rothe Flagge mit dem goldenen Anker, Signal, daß das Schiff die europäische Post am Bord habe. Ich machte Kehrt und ritt nach Hause zurück.

Die Stunde, die noch vergehen mußte, bis die Briefe ausgegeben werden konnten, schien kein Ende nehmen zu wollen. Ich wanderte wie ein unstäter Geist von Stube zu Stube. Endlich brachte der chinesische Comptoirdiener den ersten Theil der Briefausgabe. Ich ließ die Couverts rasch durch meine Hände gleiten; der so schnellst erwartete Brief fehlte noch. Ich hatte mich an einen Schreibtisch niedergelegt und fing an, die angekommenen Briefe in systematischer Reihenfolge zu öffnen und zu lesen.

Stern, mein Buchhalter, ein alter Freund und Mitarbeiter, vor dem ich kein Geschäftsgeheimniß hatte, kam aus dem Comptoir und setzte sich, einem gewöhnlichen Gebrauche folgend, an einen kleinen Tisch hinter meinem Schreibpulte, um dort die von mir gelesenen und annotirten Briefe selbst zu lesen und deren Erledigung, wo es nöthig war, sofort mit mir zu besprechen.

Der Bote brachte die zweite Auflage der Postausgabe. Gleich unter den ersten Briefen erkannte ich auf einem Couvert die große, schöne Handschrift der Frau von Norman. Stern war zu mir getreten und wollte eine Bemerkung über einen soeben von ihm gelesenen Brief machen. Ich hörte ihm mechanisch zu, aber ich verstand kein Wort von dem, was er sprach. „Bitte, einen Augenblick, lieber Stern,“ sagte ich, „ich möchte ein paar Privatbriefe lesen.“ Der Buchhalter nahm ruhig die vor mir liegenden, bereits von mir gelesenen Briefe und setzte sich wieder auf seinen Platz hinter meinem Pulte, dessen hoher Rücken mich vor ihm verbarg.

Sobald ich Frau von Norman's Brief eröffnet hatte, fühlte ich, daß er mir eine Unglücksbotschaft brachte. Mein Auge slog über die Zeilen; die klare, feste Handschrift zeigte mir auf den ersten Blick, was ich suchte: Johanna — Verlobung — Herr von Ciffaye.

Mehr sah ich nicht. Es wurde mir dunkel vor den Augen. Aber ich kam sofort wieder zu mir. — In dem kleinen Zimmer, in dem ich mich befand, herrschte tiefe Stille. Ich hörte, wie Stern Papiere und Briefe faltete, ich hörte die regelmäßige Pendelbewegung der großen Wanduhr. Ich weiß, daß ich meine Stirn auf die Hand stützte und aufmerksam zum Fenster hinausjah, wo Geschäftsleute und Boten mit Zeitungen, Briefen und Paketen rasch vorbeisritten. Vor mir jagte der schnelle Whamboa seine gelben Wasser dem Meere zu; hunderte von rothen Sampan-Böten kreuzten sich auf dem Flusse. Ich hörte das gelle Schreien, mit dem die Hafenarbeiter ihre schwere Arbeit begleiten; ich hörte das Zischen des angekommenen Postschiffes, das sich seines Dampfes entlud. Das Getöse und der Lärm erreichten mein Ohr, als kämen sie aus einer weiten Entfernung. Aber ich lauschte aufmerksam, als gälte es dem wirren Geräusch einen verborgenen Sinn zu entlocken. Im Zimmer rührte sich nichts. Draußen war Alles Leben und reges Treiben; drinnen war es unheimlich still und todt. Es war mir, als läge ich in einem bösen Traum. Ich wußte, daß mich ein Unglück betroffen hatte, daß all mein Glück dahin sei, aber noch konnte ich mir nicht klar machen, welcher Art die Wunde sei, die mich schmerzte. Ich fühlte nur, daß ich verwundet sei, schwer verwundet.

Ich nahm den Brief wieder auf, faltete ihn mit großer Sorgfalt und bemühte mich, ihn in das Couvert zu stecken, in dem er gekommen war. Meine Hände zitterten und das dünne Couvert zerriß. Ich steckte den Brief darauf in die Tasche und fing von Neuem an, die Geschäftspapiere zu lesen und zu ordnen: Seide — Thee — Opium — Reis. — Ich sah die Worte, aber das Verhältniß, in dem sie zu mir standen, blieb mir fremd. Ich verstand nichts. Die Welt war auf einmal anders geworden; mich kümmerte nichts mehr.

Ich drehte meinen Stuhl dem Fenster zu, so daß Stern, selbst wenn er an mein Pult trat, mein Gesicht nicht sehen konnte; dann nahm ich den verhängnißvollen Brief wieder aus der Tasche und las ihn erst noch einmal flüchtig und dann, mit schwer erzwungener Aufmerksamkeit, von Anfang bis zu Ende durch. Ich hörte wie im Traum, daß Stern an mein Pult trat und unter den Papieren, die von mir bereits geöffneten Briefe herausuchte und sich dann wieder still an seinen Tisch setzte.

Frau von Norman's Brief war ein langes, sorgfältig verfaßtes Schriftstück. Sie begann mit Entschuldigungen und Erklärungen ihres langen Schweigens; dann schrieb sie einige Zeilen über ihre Sorge als Mutter zweier erwachsener Töchter; und nach diesen Vorbereitungen kam sie plötzlich auf den Zweck ihres Briefes und zeigte mir in wenigen Worten an, daß Johanna den ehrenden Antrag des Herrn von Ciffaye, Legationssekretairs am russischen Hofe, erhalten und angenommen habe. „Ich habe die Wahl meiner Tochter in keiner Weise zu beeinflussen gesucht,“ schrieb sie, „aber ich billige sie gänzlich und muß mich darüber freuen. Diese Heirath zerstört zwar gewisse mir theure Pläne, die ich lange im Stillen meines Herzens genährt; aber ich habe immer nur das Glück meines geliebten Kindes im Auge gehabt und ich muß hoffen, das Beste für ihr Glück gethan zu haben. Ich fühle mich sicher, daß meine Tochter auch Ihre Wünsche, werther Freund, für ihr zukünftiges Wohl hat.“

Ich ließ den Brief auf meinen Schooß fallen und saß lange brütend da.

Plötzlich fühlte ich mich von Jemand berührt. Ich drehte mich langsam um und blickte in die Höhe. Stern stand neben mir. „Was giebt's,“ rief er und wick zurück, „Sie haben schlimme Nachrichten erhalten?!“ — Ich weiß nicht, wie die Worte mir kamen: „Ich habe mein ganzes Glück verloren,“ sagte ich; und ich barg das Gesicht in den Händen. Stern näherte sich wieder und ich fühlte den freundschaftlichen Druck seiner Hände auf meinen Schultern. — „Bitte, lesen Sie die anderen Briefe,“ sagte ich, ohne mich umzuwenden. Ich möchte auf mein Zimmer gehen.“ — „Gern, gern,“ antwortete er rasch. „Machen Sie sich keine Unruhe des Geschäftes wegen. Ich kann für Alles sorgen.“ — Ich hörte ihn die Briefe auf meinem Pulte sammeln und sich der Thür nähern. Dort blieb er stehen. „Kann ich sonst irgend Etwas für Sie thun?“ fragte er zögernd und leise. — „Ich danke Ihnen,“ antwortete ich, „nur möchte ich heute nicht mehr gestört sein.“

Alles wurde still, und ich stieg nach einigen Minuten die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer, wo ich mich einschloß. Dort saß ich den ganzen Tag, an meinem Leide zehrend.

Nicolas Gogol hat eine traurige Geschichte geschrieben: „Der Mantel,“ die ich oft gelesen habe. Sie handelt von einem kleinen russischen Beamten, der jahrelang spart, um sich einen neuen Pelz-

rock kaufen zu können. Der Arme legt sich die größten Opfer auf, um seinen Zweck zu erreichen. Endlich besitzt er das kostbare Kleidungsstück. Er zeigt sich damit am ersten Sonntage in den großen Straßen von Moskau. Als er am Abend nach Hause gehen will, wird er von Räubern angefallen, die ihm den so sauer erworbenen Mantel stehlen. Er kann den Verlust nicht ertragen, wird krank, legt sich zu Bett und stirbt. — An diesen traurigen Gesellen mußte ich immer denken: „Man hat mir meinen Mantel genommen,“ sagte ich; — und es schien mir, als ob mir nichts weiter übrig bleibe, als mich hinzulegen und zu sterben. — Dann begann ich mich meines Schmerzes zu schämen und zu fürchten, ihn von Fremden bemerkt zu sehen. Ich wollte weder Mitleid noch Bedauern. Das Liebste, das ich verloren, hatte für die Anderen nicht mehr Werth, als für mich der Mantel des armen Russen. — Ich schrieb zwei Zeilen an Stern und sandte sie ihm durch den Bedienten: „Lieber Freund, sprechen Sie mit Niemand von dem von mir erlittenen Verluste. Die Gründe, weshalb ich Ihnen Schweigen auferlege, sage ich Ihnen später.“

Die menschliche Natur ist, Gott sei dank, zu schwach um große Schmerzen lange ertragen zu können. Das kranke Herz bricht, oder es gesundet wieder. Meine Genesung war eine langsame, und ich fühle, daß das Beste, was ich in mir hatte, gestorben ist; aber ich bin doch wieder stark genug geworden, um das Leben ertragen zu können. — Während mehrerer Wochen schlich ich einjam und traurig einher. Der treue Stern pflegte mich wie einen kranken Bruder; selbst ihm jedoch wollte ich meinen Schmerz nicht anvertrauen. Meine Freunde und Bekannten mochten unter sich darüber sprechen, was mich so plötzlich umgewandelt habe. Aber man ist hier draußen nicht so neugierig, wie in Europa; man achtet hier im Allgemeinen das Geheimniß seines Nachbarn, so lange dies Geheimniß mit dem kaufmännischen Credite nichts zu thun hat; und Niemand richtete eine indiscrete Frage an mich. — „E'hermet soll einen Freund, einen nahen Verwandten verloren haben,“ meinte man, und beruhigte sich gern mit dieser Erklärung.

Den Plan, nach Europa zurückzukehren, gab ich vorläufig auf. Ich beschloß, mich im Osten niederzulassen; ich kaufte mich in Japan an; ich begann zu reisen, besuchte Indien, Batavia, Manilla und durchzog einen großen Theil von China. Ich sah nichts,

was mich an meinen Verlust hätte erinnern können; ich sah und erlebte Vieles, was mich darüber tröstete. Jetzt ist mein Leben ruhig.

Eines Tages war ich in einem Boote von Schanghai abgereist, um die großen Seen von Taihoe zu besuchen. Am Abend ankerten wir im Kanal, in der Nähe einer großen Stadt. Ich stand am nächsten Morgen mit Tagesanbruch auf, um der Neugierde der Eingeborenen während der Besichtigung des Ortes zu entgehen. Am Eingang der Stadt sah ich ein Gebäude, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war eine Art offener, runder Tempel, dessen schweres, reichverziertes Dach auf plumpen Holzsäulen ruhte. Der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf dem Stroh sah ich einige zwanzig zerlumpter Leute. Einige davon schliefen, die andern hatten sich halb aufgerichtet und verzehrten gierig den Inhalt großer hölzerner Schüsseln voll Reis, die neben dem Lager eines Jeden aufgestellt worden waren. Ein Wächter, mit einer Pfeife im Munde, machte langsam die Runde des Tempels und blickte von Zeit zu Zeit nach der aufgehenden Sonne. — Ich fragte den chinesischen Diener, der mich begleitete, was dies Schauspiel bedeute. Er erkundigte sich bei dem Wächter danach und brachte mir bald darauf den Bescheid, daß das Gebäude von einem reichen, wohlthätigen Kaufmanne errichtet sei, der allen Bettlern und Vagabunden, die die Stadt passirten, für eine Nacht Quartier gewährte und ihnen eine Morgenmahlzeit verabreichen ließ. — „Die Leute müssen eine Stunde nach Sonnenaufgang weiterziehen und die Stadt verlassen, und dürfen sich nur einmal im Laufe eines Monats hier sehen lassen. Sie sollen hier Raft finden, um ihre Fahrt am nächsten Tage fortsetzen zu können. Der Wächter wird sie nun bald wecken, denn die Sonne zeigt die Stunde, wo sie aufbrechen müssen.“ — Dann richtete er meine Aufmerksamkeit auf ein schwarzes, hölzernes Schild, das zwischen zwei Säulen hing und auf dem sich eine turze, chinesische Inschrift befand. Er übersetzte mir dieselbe: „Dem müden Wandrer Raft.“

Der Wächter war inzwischen damit beschäftigt, die Schläfer zu wecken, indem er sie, ohne jede Brutalität, leise mit dem Fuße anstieß, bis sie die müden Augen öffneten. Es waren elende Gestalten, diese armen Wanderer, so elend, wie man sie nur in China

findet: in Lumpen gehüllt, erschrecklich abgemagert, Noth und Leiden in Blick und Bewegungen. Ein Jeder griff schnell nach der vollen Schüssel, die neben ihm stand, verschlang deren Inhalt und bereitete sich vor, das gastfreundliche Dach zu verlassen, das ihm kurze, seltene, ersehnte Ruhe gewährt hatte. Aber einer der Schläfer wollte nicht erwachen und achtete des Wächters nicht. Dieser stieß zuerst sacht an, dann stärker; rief ihn, schüttelte ihn — er blieb bewegungslos. Ich blickte in das ruhige, kalte, gelbe, elende Gesicht. Der Mann war todt. — „Ruhe endlich, Du müder Wanderer!“ — Der Wächter bedeckte die Leiche mit einer alten Strohmatte und entfernte sich langsamen Schrittes. — Alles Elend nimmt ein Ende; und selbst dem Aermsten wird zuletzt Labung und Frieden. — Auch ich habe Frieden gefunden.

Lange Jahre sind vergangen, seitdem mich das Unglück getroffen. Ich bin in diesem Zeitraum zweimal in Europa gewesen; ich habe Johanna nicht aufgesucht und ich habe sie auch nicht gesehen. Ich fürchte mich nicht, sie anzutreffen; ich glaube kaum, daß eine Bewegung mich erschüttern würde. Alles Uebel, das sie mir zufügen konnte, hat sie mir vor Jahren angethan. Ihr Bild ist schwächer und schwächer geworden; aber ich denke doch noch oft an sie. Ich bilde mir nicht ein, daß sie unglücklich sei, und ich wünsche ihr Glück und Frieden. Aber wenn ich sie sehe, wie sie auf dem Balkon in Tharen an meiner Brust lag und weinte: „Heinrich, Heinrich, verlaß mich nicht;“ wenn ich bedenke, daß ich für sie, und nur für sie, geschafft und gesorgt habe von früh bis spät, und daß meine treue, männliche Liebe, um die sie einst erworben, dann so schändlich von ihr zurückgewiesen ist, dann rieselt es mir noch heute kalt durch die Glieder, und ich ballte die Fäuste und sage: „Du Unglückliche!“

Manchmal sehe ich sie wie im Traume. Sie ist bleich und schön wie am Tage des Abschiedes. Wenn sie mich erblickt, bleibt sie stehen und Todeserschrecken scheint sie an den Boden zu nageln. Ihre wunderbaren Augen sind weit geöffnet und ihr Blick ruht starr auf mir. Ich gehe tief grüßend an ihr vorüber. Aber auf einmal muß ich stillstehen. Ich höre eine geliebte Stimme, die mich ruft: „Heinrich, Heinrich!“ — Ich drehe mich um. Sie steht noch am selben Flecke, sie blickt mich noch immer an, und ihr Blick ist

voll unendlicher Traurigkeit. — „Heinrich, Heinrich!“ — Der Name ruft mir die fernen Jahre meiner freudenlosen Jugend in das Gedächtniß zurück. Ich bin jetzt alt und ich bin allein. Niemand nennt mich mehr Heinrich; seit Jahren hat mich Niemand mehr so genannt. — „Heinrich! Heinrich!“ — Die Erinnerung an mein verlorenes Glück bestürmt mich mit überwältigender Gewalt. Ich kann die Augen nicht von ihr abwenden. Da steht sie vor mir, und mir ist es, als flehe ihr Blick um Mitleiden und Vergebung. Ich nähere mich ihr, um mit ihr zu sprechen, und in diesem Augenblick endet mein Traum. Meine Phantasie stockt, ich weiß nicht, was ich sagen könnte, ob ich bitten, klagen oder zürnen sollte. Das bleiche Bild wird bleicher und bleicher, es verschwindet, und ich erwache. Aber es verläßt mich nicht ganz; der Traum ist nun ein Theil meines Lebens geworden. Er wiederholt sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit; ja es scheint mir, daß er häufiger und häufiger zurückkehrt. Und ich weiß, daß das Bild, wenn ich auf dem Todtenbette liegen werde, noch einmal vor mir erscheinen wird. Sie wird dann vor mir stehen, bleich und schön, und die geliebte Stimme wird mich zum letzten Male rufen: „Heinrich, Heinrich!“ — Und wenn ich dann aus dem Schlafe erwache, werde ich endlich Worte finden, den Traum zu vollenden: „Johanna, ich habe Dich dort unten mit unendlichen Schmerzen geliebt. Gib mir nun das Glück, das Du mir versprochen hattest.“

* * *

Mein Freund schwieg, und eine schmerzliche Pause trat ein. — Der volle Mond stand im Zenith, und ringsumher schloß das stille Land in seinem wunderbaren Lichte. Es war spät geworden. Der japanesische Diener, der in der Ecke der Veranda geschlafen hatte, war erwacht und beschäftigte sich damit, den Tisch, an dem wir gegessen, abzuräumen. Auf diesem Tisch stand eine brennende Kerze. Ein Nachtfalter, der sich ihr zu sehr genähert, war von der Flamme gepackt worden und sträubte sich ohnmächtig gegen die verzehrende Gluth. Um den Leiden des Insekts ein schnelles Ende zu machen, stieß es P'hermet mit einem Stückchen Holz in die helle Flamme. „Armes, kleines Wesen,“ sagte er; „wenn Du in Deinem dunkeln Winkel geblieben wärst, so hättest Du dort ruhig sterben können,

ohne den Schmerz zu kennen. Die lodernde Flamme hat Dich verführt, und Du stirbst in Qualen, weil Du sie einen kurzen Augenblick berührt hast.“ —

Wir waren Beide aufgestanden. E'hermet drückte mir die Hand und wünschte mir eine gute Nacht.

Am nächsten Morgen verließ ich Yokohama.



Erste Liebe.

Ich führe seit Jahren ein unstätes Leben und bin meistens in Eisenbahnwagen, Wartesälen, Gasthöfen und Restaurationen zu Hause. Ich lese dabei Vielerlei und habe es aufgegeben, wählerisch in meiner Lektüre sein zu wollen. Einen unüberwindlichen Respekt flößen mir nur deutsche und französische Romane und Novellen von mir unbekanntem Schriftstellern oder von solchen Verfassern ein, deren Art und Weise zu schreiben, mir nicht gefällt. Bücher dieser Autoren wage ich, selbst in den Augenblicken größter Lesedürre nicht zu öffnen; sonst greife ich nach Allem, was der Zeitungsjunge ausstreut, und durchblättere jedes Wochen- und Monatsheft, das ich im Speise- oder Lesezimmer vorfinde. Daher kommt es, daß ich fortwährend Bruchstücke von einer bedeutenden Anzahl von Erzählungen im Kopfe habe, und da mich deren Classification nicht sonderlich interessirt, so passirt es wohl, daß ich das Ende der einen an den Anfang der andern reihe. Einige dieser zusammengewürfelten Geschichten gefallen mir gerade ebenso gut wie bekannte Romane gepriesener Schriftsteller. Dies ist Geschmackssache und ich erlaube mir keine Kritik. Manchmal beende ich selbst Erzählungen, deren Anfang ich gelesen habe, oder erfinde mir die ersten Kapitel zum Schluß eines Romans, der mir in die Hände gefallen ist. Nach einiger Zeit wird es mir dann schwer das Mein von dem Nicht-Mein zu unterscheiden. In den meisten Fällen jedoch habe ich des Morgens, wenn ich eine Stadt verlasse, vergessen, was ich am vorhergehenden Abend dort gelesen habe. Aber wenn mir eine Geschichte gefallen hat, so erzähle ich sie mir im Eisenbahnwagen gern noch einmal, und dann bleibt sie mir im Gedächtniß und fällt mir auch später, in unregelmäßigen Zwischenräumen wie etwas persönlich Erlebtes oder selbst Erfundenes wieder ein. — Nachfolgende Erzählung ist eine von diesen Geschichten.

Wo ich sie zum ersten Male gelesen, habe ich vergessen. Ob es gerade die Geschichte war, wie ich sie jetzt in meinem Geiste habe, weiß ich auch nicht mehr. Aber die Idee derselben ist nicht mein. Ich glaube, ich fand sie in einer Pariser Revue. Dann muß es schon viele Jahre her sein, denn mehrere alles-lesende französische Bekannte, bei denen ich mich nach der leicht wieder zu erkennenden Geschichte erkundigte, konnten sich nicht besinnen, sie gelesen zu haben. Es ist auch möglich, daß ich sie in Berlin gefunden habe — oder in London. Sollte der Eigenthümer jemals reklamiren, so gebe ich ihm mit Dank das Seine zurück; — hier ist die Geschichte, wie sie sich in meinem Kopfe nach und nach gestaltet hat.

* * *

Die zahlreichen Gäste der Gräfin hatten sich seit elf Uhr langsam zurückgezogen und um zwölf Uhr waren nur noch ein halbes Duzend Leute, die ganz intimen Freunde des Hauses, im Salon versammelt. Der schöne Palamede hatte seine maßgebende Meinung über die hervorragenden Toiletten des Abends ausgesprochen, Rene hatte das letzte Duell, Edmond die letzte Steeplechase erzählt; der Scandal des Tages war in üblicher, menschenfreundlicher Weise commentirt worden, und zum ersten Male, seit einer halben Stunde, war das Gespräch in's Stocken gerathen.

Die Gräfin wandte sich an ihren Nachbar, den schweigsamen Gaston.

„Sie machen heute noch mehr Lärm als gewöhnlich,“ sagte sie; „seit einer halben Stunde schlafen Sie mit offenen Augen.“ Der Angeredete, der, auf einem niedrigen Stuhle sitzend, ernsthaft damit beschäftigt gewesen war, das Kaminfeuer zu unterhalten und der dabei das Geschick entwickelt hatte, das, nach einem französischen Sprüchworte, ein Privilegium von Verliebten und Philosophen ist, wandte sich langsam und antwortete gelassen: „Ich dachte soeben an meine erste Liebe.“

„Dankbarkeit ehrt den Empfänger und den Geber,“ sagte die Gräfin. „Erzählen Sie uns die Geschichte einer ersten Liebe, die Sie noch heute träumen macht.“

Gaston rieb sich langsam die hageren Hände, wie dies seine Gewohnheit war, und ohne sich weiter nöthigen zu lassen, begann er wie folgt:

„Wenn ich von meiner ersten Liebe spreche, so meine ich nicht die allererste. Diese hat mir seiner Zeit wohl auch viel Schmerzen und ängstliche Freuden bereitet; aber das ist längst vergessen. Wenn ich jetzt noch manchmal daran zurückdenke, so ist es mir, als dächte ich an eines Andern, nicht an meine eigene Jugendgeschichte. Ich war damals vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt und sie war die Schwester meines Schulkameraden Jacques. Ich sah sie zum ersten Mal auf unserm Spielhofe, wo sie während einer Freistunde mit ihrer Mutter erschien, um ihren Bruder zu sehen. Es war im Winter; der Hof war voll Schnee und ein ergrimmtter Kampf wüthete zwischen den feindlichen Parteien, in die unsere Schule getheilt war. In dem Augenblick, wo ich sie am Eingang des Hofes erblickte, traf mich ein harter Schneeball an den Kopf, so daß ich betäubt niederfiel. Als ich nach wenigen Minuten wieder zu mir kam, saß ich auf einem Stuhl in der Stube des Portiers und die beiden Frauen, die Mutter und Schwester meines Freundes, standen neben mir und blickten mich ängstlich an.

„Am nächsten Morgen ließen sie sich durch Jacques nach meinem Befinden erkundigen und am darauffolgenden Sonntage besuchte ich sie. Ich sprach kein Wort, ich wagte kaum die Augen aufzuschlagen, aber ich hätte mich tausendmal in's Feuer und in's Wasser stürzen mögen, um den besorgten Blick des schönen Mädchens wieder auf mich zu ziehen. Am Abend dichtete ich mir die wunderbarsten Heldenthaten an, wodurch ich sie in Erstaunen setzen und zur Bewunderung zwingen wollte. Etwas Anderes verlangte ich nicht und erwartete ich nicht. Das unbewusste Aufdämmern der Liebe im Herzen der Jugend gehört mit seinen Eigenthümlichkeiten eben nur der reinen Kindheit an. Das junge Herz ist albern opferfreudig, rührend genügsam und unbeugsam egoistisch und eitel. Es kann noch nicht lieben, aber es dürstet danach, geliebt und bewundert zu werden; glücklich zu machen ist nicht sein Zweck, und das einzige Glück, das es kennt, ist eine wonnige Unruhe; das einzige Bedürfniß: Liebe zu empfangen, ohne Liebe zu geben. In späteren Jahren giebt man ohne zu empfangen und befindet sich dabei auch ganz wohl. So ist Alles bestens eingerichtet in der Welt, wo es Leute giebt, die froh sind zu schenken und Andere, die ihr Glück darin finden, beschenkt zu werden. Aber welch selige, einzige, kurze Zeit, die Zeit, wo man giebt und empfängt, wo man liebt und

geliebt wird. Ich habe sie gekannt, aber Die, die mich damals so unbeschreiblich glücklich machte, hat mich nun verlassen. Wie war die Welt so schön, als ich sie mit ihr sah, der Himmel so blau, die Luft so mild. Wir eilten Hand in Hand von Ort zu Ort, und überall, wo wir ankamen, lachte uns die Freude entgegen, bat uns der Genuß, zu weilen. Wir gingen lachend, singend, jubelnd weiter, unseres Glückes sicher überall. Manchmal trieben wir es sehr arg und unsere laute Freude machte die bedächtigeren Leute stutzig. Aber der strenge Blick milderte sich, wenn er auf uns geruht hatte. „Sie sind jung, laßt sie sich freuen,“ jagten die Alten und gingen wehmüthig lächelnd weiter. — Sie hing so fest an meinem Arm, sie schmiegte sich so innig an meine Seite, daß ich meinte, ich könne sie nun und nimmer verlieren. Der Gedanke an einen möglichen Wechsel kam mir nie, trübte mich nie. So lebte ich lange Zeit. Wochen, Monate, Jahre flogen dahin, ohne daß ich es bemerkte.

„Eines Abends, nachdem wir den Tag noch lauter und lustiger als gewöhnlich verlebt hatten, erschien sie mir urplötzlich verstimmt und kalt. Eine furchtbare Angst, die ich nicht zu beschreiben vermag, überfiel mich. Es überrießelte mich eiskalt. „Sie wird dich verlassen,“ sagte ich mir, „sicher, gewiß, sie wird dich verlassen.“ Es fiel mir ein, wie wenig ich mich eigentlich um sie gekümmert, wie ich ihrer Treue und Anhänglichkeit vielleicht zu viel zugemuthet hatte. Zum ersten Male fühlte ich mein Vertrauen zu mir und zu ihr wanken und ängstlich forschte ich in ihren Augen. Aber ihr Blick wandte sich müde von mir ab und gab mir keinen Bescheid. — Meine Ruhe war dahin, mein Leben ein anderes. Wohl drückte sie mich noch manchmal stürmisch an ihre Brust, aber die Süße ihres Kusses war verschwunden; oft stieß sie mich unfreundlich zurück, und ich sah zu meiner namenlosen Pein, daß meine Liebe sie ermüdete. Und als ich einst zu später Stunde ermattet und niedergeschlagen nach Hause kam, fand ich das Zimmer dunkel, kalt und leer; sie, meine Freude, mein Licht, mein Alles war verschwunden.

„Jetzt begann eine elende Existenz für mich. Der Verlust, den ich erlitten, nagte mir am Herzen; aber meine Sorge war, diesen Verlust der Welt zu verbergen. Ich bemühte mich, ein freundliches, glückliches Gesicht zu zeigen; ich suchte die Gesellschaft junger, lustiger Leute; ich verwandte große, früher bespöttelte und nicht gekannte Sorgfalt auf mein Aeußeres und auf meinen Anzug.

Meine Feinde sagen mir nach, ich habe mich eine Zeit lang geschminkt, um die Blässe meiner Wangen zu verbergen. Das ist nicht wahr, aber ich kann nun wohl bekennen, daß ich ein Fläschchen einer neu erfundenen Tinktur kaufte, die meinen grau werdenden Haaren die Farbe der Jugend wiedergeben sollte. Dieses Heucheln und Komödiepielen dauerte nicht lange. — Ich wurde des Treibens bald müde und das Sagen der Welt kümmert mich heute nicht mehr. Ich weiß, daß mich die Geliebte verlassen, daß nichts sie zurückbringen wird und Jedermann, der mich kennt, mag es wissen und erkennt den Verlust, den ich erlitten, an meiner Gestalt. Aber ich beweine die Verlorene noch immer, sie fehlt mir überall; nichts, nichts kann sie mir ersetzen und ich gebe gern alles, was ich besitze, und jede Freude und jedes Glück, das mir noch aufbewahrt sein mag, um sie noch einmal mein nennen zu können, um noch einmal die schöne, kurze Zeit zu durchleben, während der allein ich glücklich war.“

Gaston schwieg und blickte starr in das verglimmende Feuer und rieb sich langsam, wie dies seine Gewohnheit war, die mageren Hände.

„Wie hieß dies wunderbare Wesen?“ fragte die Gräfin.

„Meine Jugend,“ antwortete Gaston, ohne die Augen vom Feuer abzuwenden.

SCHICK'S HUMORISTISCHE BIBLIOTHEK.

von ca. 150 Seiten @ 25 Cts. Je 3 Hefte, (1-3, 4-6 etc.)

in elegantem Leinenband, @ \$1.00.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Konzert in Rübenthal. —
Reker, Friedrich: Die Blat-
tung. — **Dietzsch-Hoff:**
erliche Ehestifterin. —
Humoristische Gedichte.
Stinde, Julius: Die Familie Buch-
Abth. — **Brentano, F.:**
retär und sein Sägbock.
Humoristische Gedichte von H.
Baumbach, W. Busch,
Lillet, E. Langbein u. A.
Stinde, Julius: Die Familie Buch-
Abth. **Wellmer, Ar-**
noldslein. — **Humoristi-**
sche Gedichte von Schiller, W.
Reinick, K. G. Nadler,
Hedge, Castelli, E. Eck-
A.
Stinde, Julius: Die Familie Buch-
Abth. — **Franzos, K. E.:**
v und Wladislawa. —
Edwin: Herr Enge-
die Stiefelhelzer. —
Max: Warum der alte
Pankraz Seiler uf keen
cummers mehr geht. —
Humoristisches in Poesie u. Prosa.
Stinde, Julius: Die Familie Buch-
Abth. — **Lenz, Philipp:**
Lionsfahne. — **Passauer,**
vierzig Dukaten. —
Lasoch: Die weibliche
he.

6. **Stinde, Julius:** Die Familie Buch-
holz. 5. Abth. und Schluss. —
Maerzroth, Dr.: Eine lustige
Dorfgeschichte. — **Boetticher,**
Georg: Humoresken in sächsi-
scher Mundart.
7. **Stinde, Julius:** Frau Wilhelmine.
1. Abth. — **Heyse, Paul:** Die
Wittve von Pisa.
8. **Stinde, Julius:** Frau Wilhelmine
2. Abth. und Schluss. — **Plank:**
Die schlimme Greth. — **Humo-**
ristisches in Poesie und Prosa. —
9. **Stinde, Julius:** Buchholzens in
Italien. 1. Abth. — **Hacklaen-**
der, F. W.: Familien Konzert. —
Schroeder, Wilhelm: Ein Walzer
auf dem Harburg-Hamburger
Dampfboot. — **Humoristisches**
in Poesie und Prosa.
10. **Stinde, Julius:** Buchholzens in
Italien. 2. Abth. — **Eckstein,**
Ernst: Arzt und Autor. — **Hu-**
moristisches in Poesie u. Prosa.
11. **Stinde, Julius:** Buchholzens in
Italien. 3. Abth. und Schluss. —
Huebner: Aus dem Leben eines
Kurzsichtigen. — 75 Seiten aus-
erlesene heitere und erste Ge-
dichte zum Vortragen.

The „Humoristische Bibliothek“ reproduces the cream of German humorous sketches, stories and poems, with amusing illustrations. The student of modern German could find no more pleasant or improving reading than afforded in these neat and inexpensive volumes.

Die „Humoristische Bibliothek“ wird sich sicherlich besondere Beliebtheit erringen; die vorliegenden Hefte bringen eine sehr hübsche Auswahl von Humoresken und eine Anzahl mächtiger humoristischer Gedichte.

THE COMMERCIAL GAZETTE, Cincinnati.

BALTIMORE JOURNAL.

Matt in drei Zügen!?



Aus Schick's humoristischer Bibliothek.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 03010 1433

BOUND

JUL 12 1935

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

